

JURI GAGARIN

MEIN FLUG INS ALL



JURI GAGARIN

MEIN
FLUG
INS
ALL



KONGRESS - VERLAG
BERLIN

Übersetzung aus der „Prawda“
Originaltitel: „ДОРОГА В КОСМОС“

1. – 50. Tausend

Alle Rechte vorbehalten · Lizenz Nr. 15 · 280/66/61

Umschlaggestaltung: Rudolf Schulz

**Fotos: Haus der DSF (10), Zentralbild (3), LVZ (1), Bekier (1),
„Sowjetunion“ (1), „ОГОНЁК“ (1)**

**Gesamtherstellung: LVZ-Druckerei „Hermann Duncker“,
Leipzig, III 18 138 · BS 8 C · EVP 4,50 DM**

*Noch am selben Tage,
an dem mir, einem einfachen Sowjetmenschen
und Piloten, der erste Flug in den Kosmos
mit dem von unseren Wissenschaftlern,
Arbeitern und Ingenieuren geschaffenen
Weltraumschiff „Wostok“ anvertraut wurde,
bat mich am Landcort ein Korrespondent
der „Prawda“, den Lesern von meinem Leben,
vom Flug in den Weltraum zu erzählen
und ihnen meine Pläne
für die weitere Arbeit mitzuteilen.
Mit Freude erfülle ich diese Bitte
der Redaktion der „Prawda“.*

Die Familie, in der ich geboren wurde, ist eine ganz einfache Familie, die sich durch nichts von Millionen anderen Arbeiterfamilien unserer sozialistischen Heimat unterscheidet. Meine Eltern sind einfache russische Menschen, denen die Große Sozialistische Oktoberrevolution wie unserem ganzen Volk einen breiten und geraden Weg öffnete.

Mein Vater, Alexej Iwanowitsch Gagarin, ist der Sohn eines armen Bauern aus Smolensk. Zur Schule ging er nur zwei Jahre, und zwar in eine Gemeindeschule. Aber er war ein wißbegieriger Mensch und erreichte viel durch selbständiges Lernen. In unserem Dorf, das nicht weit von Gshatsk entfernt ist, galt er als Fachmann für alles. Er konnte alle Arbeiten einer Bauernwirtschaft verrichten, aber am besten zimmerte und tischlerte er. Noch heute erinnere ich mich an den gelblichen Schaum der Holzspäne, die seine großen Arbeiterhände gleichsam zu umspülen schienen, und kann nach dem Geruch die verschiedenen Holzarten unterscheiden – den süßlichen Ahorn, die etwas bittere Eiche und die herbe Kiefer. Mein Vater stellte aus Holz viele nützliche Sachen her.

Mit einem Wort, Holz achte ich genauso wie Metall. Vom Metall hat uns unsere Mutter, Anna Timofejewna, viel erzählt. Ihr Vater, mein Großvater Timofej Matwejew, arbeitete als Schlosser im Putilow-Werk im damaligen Petrograd. Nach den Erzählungen unserer Mutter war er stark und kräftig, ein Meister seines Fachs, ein hochqualifizierter Ar-

beiter, einer von denen, die, wie man sagt, einen Floh beschlagen und aus einem Stück Eisen eine Blume schmieden können. Ich habe meinen Großvater Timofej nicht gekannt, er kam bei einem Unfall im Werk auf tragische Weise ums Leben. In unserer Familie aber blieb die Erinnerung an ihn und an die revolutionären Traditionen der Arbeiter des Putilow-Werkes lebendig.

Unsere Mutter hatte, genauso wie unser Vater, in ihrer Jugend keine Ausbildung erhalten können. Aber sie las viel und wußte viel. Sie konnte jede unserer Fragen richtig beantworten.

Wir waren vier Kinder: mein ältester Bruder Walentin, der in dem Jahre geboren wurde, als W. I. Lenin starb, meine Schwester Soja, die drei Jahre jünger war, ich und schließlich unser jüngster Bruder Boris.

Ich wurde am 9. März 1934 geboren. Meine Eltern arbeiteten im Kolchos, der Vater als Zimmermann und die Mutter als Melkerin. Wegen ihrer guten Arbeit wurde sie Leiterin der Milchtierfarm des Kolchos. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht arbeitete sie dort. Zu tun hatte sie immer: Bald kalbten die Kühe, bald hatte sie Sorgen wegen der Jungtiere, und dann gab es wieder Aufregung wegen des Futters.

Unser Dorf war sehr schön. Im Sommer war alles grün, im Winter versank es in Schneewehen. Der Kolchos arbeitete gut, und so lebten auch die Menschen gut. Unser Haus stand als zweites am Dorfrand, an der Straße nach Gshatsk. In unserem kleinen Garten wuchsen Apfel- und Kirschbäume, Stachelbeeren und Johannisbeeren. Hinter unserem Haus war eine große Wiese, auf der sich die Kinder bei Ballspielen vergnügten.

Heute noch erinnere ich mich an ein Erlebnis, das ich als Dreijähriger hatte. Meine Schwester Soja nahm mich mit zur Maifeier in die Schule. Dort setzte man mich auf einen Stuhl, und ich mußte den kleinen Reim aufsagen:

„Die Katze in dem Fenster sitzt,
lächelt lustig und verschmitzt.“

Die Schüler klatschten Beifall, und ich war sehr stolz. Das war der erste Beifall in meinem Leben.

Mein Gedächtnis ist gut, und so kann ich mich noch an sehr vieles erinnern. Manchmal stieg ich heimlich aufs Dach, da sah ich vor mir die endlosen Kolchosfelder, die mir wie ein Meer erschienen, ein warmer Wind trieb gleichsam goldene Wellen durch den Roggen. Wenn man den Kopf hob, war über einem alles blau. Es schien, als müßte man in diese farbigte Schönheit eintauchen und zu dem Horizont hinschwimmen, an dem Himmel und Erde zusammenstießen.

Was für Birken wir hatten! Und was für Gärten! Und was für einen Fluß, in dem wir badeten und Gründlinge fingen! Wenn es uns einfiel, dann liefen wir Kinder schnell zur Mutter auf die Farm, und sie goß jedem einen Becher Milch ein, die noch dampfte, und schnitt jedem einen Kanten frisches Roggenbrot ab. Ach, wie das schmeckte!

Manchmal schaute uns die Mutter an, ihre Kinder und die Nachbarskinder, und sagte: „Eine glückliche Kindheit habt ihr, ihr Wildfänge, nicht so eine, wie der Vater und ich hatten.“

Dann wurde sie immer nachdenklich und traurig. Ihr Gesicht war so gütig wie auf einem Bild. Ich habe meine Mutter sehr gern, und alles, was ich erreicht habe, verdanke ich ihr.

Der Vater hatte einen Bruder, Pawel Iwanowitsch, der als Veterinärtechniker arbeitete. Wir freuten uns immer, wenn Onkel Pascha kam und über Nacht bei uns blieb. Im Heu wurden die Decken nebeneinander ausgebreitet, wir legten uns zusammen mit dem Onkel hin, und dann erzählte er. Wir lagen auf dem Rücken mit weitgeöffneten Augen, über uns leuchteten die Sterne, einer schöner als der andere. Mein ältester Bruder Walentin fragte immer: „Wohnen dort auch Menschen?“

Onkel Pascha schmunzelte dann und sagte nachdenklich: „Wer weiß? Aber ich denke, daß es auf den Sternen Leben gibt. Es kann doch nicht sein, daß von den Millionen Sternen nur auf der Erde Menschen wohnen . . .“

Mich zog es immer in die Schule. Ich wollte genauso wie mein Bruder und meine Schwester abends Schularbeiten machen, meinen Federkasten haben, meine Schiefertafel und meine Hefte. Oft schaute ich neidisch, zusammen mit meinen Altersgenossen, durchs Schulfenster und beobachtete, wie die Schüler an der Wandtafel Wörter aus Buchstaben zusammensetzten und Zahlen schrieben.

Wie alle Kinder, so wollte auch ich schnell groß werden. Als ich sieben Jahre alt wurde, sagte mein Vater: „Nun, Jura, im Herbst kommst du in die Schule . . .“

In unserer Familie war die Autorität des Vaters unumstritten. Streng, aber gerecht, lehrte er uns die Grundbegriffe der Disziplin, die Achtung vor den Älteren und die Liebe zur Arbeit. Niemals drohte, schimpfte oder schlug er, und niemals redete er uns zu oder streichelte uns ohne Grund. Er verwöhnte uns nicht, aber er hatte immer ein offenes Ohr für unsere Wünsche. Unsere Nachbarn hatten ihn gern und verehrten ihn. In der Kolchosleitung galt seine Meinung etwas. Das ganze Leben meines Vaters war mit dem Kolchos verbunden. Der Kolchos war für ihn sein zweites Zuhause.

Er ist Invalide. Sein Bein ist verletzt. Aus diesem Grunde nahm er auch nicht am Bürgerkrieg teil.

Eines Sonntags kam mein Vater vom Dorfsowjet nach Hause gelaufen. Wir hatten ihn noch nie so aufgereggt und verwirrt gesehen. Er brachte nur ein Wort heraus: „Krieg!“ Meine Mutter ließ sich wie vom Blitz getroffen auf einen Schemel fallen, bedeckte ihr Gesicht mit der Schürze und begann, lautlos zu weinen. Alles schien auf einmal seinen

Glanz verloren zu haben. Am Horizont zogen Wolken auf. Der Wind jagte den Staub durch die Straßen. Im Dorf verstummten die Lieder, und auch wir Jungen hörten auf zu spielen. Noch am selben Tag fuhren die Rekruten mit ihren Sperrholzköfferchen auf Fuhrwerken und auf dem Lastwagen des Kolchos aus dem Dorf nach Gshatsk. Der ganze Kolchos verabschiedete die jungen Burschen, die an die Front fuhren.

Wie eine Wasserflut wälzte sich der Krieg immer näher an unser Smolensker Gebiet heran. Wie schweigende Schatten zogen Flüchtlinge durch unser Dorf. Verwundete wurden durchgefahren. Alle fuhren weit ins Hinterland. Es hieß, daß die Faschisten Minsk dem Erdboden gleichgemacht hätten und daß schwere Kämpfe bei Jelnej und Smolensk tobten. Aber alle glaubten, daß die Faschisten nicht weiterkommen würden.

Der September kam, und ich ging zusammen mit meinen Altersgenossen zum erstenmal in die Schule. Das war ein lang ersehnter, festlicher Tag. Aber kaum hatten wir unsere Klasse so richtig kennengelernt, hatten angefangen, den ersten Buchstaben „A“ zu schreiben und Stäbchen zusammenzulegen, da hieß es: Die Faschisten sind ganz in der Nähe, irgendwo bei Wjasma . . .

An diesem Tage flogen zwei Flugzeuge mit roten Sternen auf den Tragflächen über unser Dorf hinweg. Das waren die ersten Flugzeuge, die ich in meinem Leben sah. Damals wußte ich noch nicht, wie sie hießen, aber jetzt weiß ich, daß das eine eine „JAK“ und das andere eine „LAGG“ war. Die „LAGG“ war im Luftkampf angeschossen worden, und der Pilot zog sie mit letzten Kräften in den Sumpf, der mit weißen Seerosen und Schilf bewachsen war. Das Flugzeug stürzte ab und brach auseinander. Der Pilot aber, ein junger Bursche, konnte unmittelbar über der Erde noch ohne Fallschirm herauspringen.

Das zweite Flugzeug, die „JAK“, ging neben dem Sumpf auf

der Wiese nieder. Der Pilot ließ seinen Kameraden nicht im Stich. Wir Jungen liefen natürlich alle gleich hin, jeder wollte die Piloten wenigstens einmal anfassen und in die Kabine des Flugzeugs klettern. Gierig atmeten wir den unbekannten Benzingeruch ein und zählten die ausgefranstens Einschüsse in den Tragflächen der Flugzeuge. Die Flieger waren aufgeregt und wütend. Sie gestikulierten mit den Händen und sagten, daß diese demolierte „LAGG“ den Deutschen teuer zu stehen kommen würde. Sie knöpften ihre Lederjacken auf. Auf ihren Uniformblusen glänzten Orden. Das waren die ersten Orden, die ich sah. Wir Jungen verstanden, für welchen Preis militärische Auszeichnungen erkaufte werden.

Alle im Dorf wollten, daß die Flieger bei ihnen im Haus übernachteten sollten. Sie aber verbrachten die Nacht bei ihrer „JAK“. Auch wir schliefen nicht, sondern blieben zusammengekauert und fröstelnd bis zum Morgen bei ihnen. Am anderen Tag flogen die Piloten fort. Sie ließen schöne Erinnerungen an sich zurück. Jeder von uns wollte gern fliegen, wollte genauso tapfer sein wie sie. Uns erfüllte irgendein seltsames, noch nie gekanntes Gefühl.

Die Ereignisse überstürzten sich. Lastwagenkolonnen mit Verwundeten fuhren durch unser Dorf, und alle begannen von der Evakuierung zu sprechen. Es war keine Zeit zu verlieren. Als erster verließ Onkel Pascha mit dem Vieh vom Kolchos das Dorf. Auch meine Eltern machten sich reisefertig, aber sie kamen nicht mehr dazu fortzugehen. Eine Artilleriekanonade dröhnte, der Himmel färbte sich feuerrot, und unerwartet drangen Deutsche auf Fahrrädern ins Dorf ein. Nun begann ein großes Durcheinander. Überall waren Haussuchungen. Die Faschisten suchten nach Partisanen. In dem allgemeinen Lärm und Wirrwarr nahmen sie alle wertvollen Sachen mit, auch Kleidung und Schuhe.

Unsere Familie wurde aus dem Haus gejagt, und deutsche Soldaten quartierten sich darin ein. Wir mußten eine Erdhütte graben und in ihr hausen. Am schlimmsten war es nachts, wenn am Himmel das Brummen der faschistischen Fluzgeuge, die in Richtung Moskau flogen, zu hören war. Vater und Mutter hatten sorgenvolle Gesichter. Sie bewegte nicht nur das Schicksal der Familie, sondern auch das Schicksal des Kolchos, das Schicksal unseres ganzen Volkes. Der Vater schlief nachts nicht. Er horchte immer, ob nicht sowjetische Geschütze zu hören waren und ob nicht unsere Truppen angriffen. Unruhig unterhielt er sich mit der Mutter im Flüsterton über die Partisanen, er machte sich Sorgen um Walentin und Soja, denn sie waren ja schon fast erwachsen. In den Nachbardörfern deportierten die Deutschen die Jugendlichen.

Damals gab es bei uns kein Radio, keine Zeitungen, keine Briefe. Keine Nachrichten darüber, was in der Sowjetunion vor sich ging, kamen in unser Dorf. Aber bald spürten wir, daß den Faschisten tüchtig das Fell gegerbt wurde. Durch unser Dorf wurden verwundete und halberfrorene Hitler-soldaten gebracht, und mit jedem Tag wurden es mehr.

Ich erinnere mich noch heute, wie mein Vater einmal nachts das Feuer anblies, aus der Erdhütte herausstieg, eine Weile oben stehenblieb, dann zurückkam und zu unserer Mutter sagte: „Sie schießen draußen . . .“

„Vielleicht die Partisanen?“ fragte meine Mutter.

„Nein, das ist unsere Armee. Der ganze Himmel dröhnt.“

Vom frühen Morgen an ratterten deutsche Autos mit Soldaten, Panzer und Geschütze in dichtem Strom durch unser Dorf. Das war aber nicht mehr die Armee, die noch vor ganz kurzer Zeit nach dem Osten vorgestoßen war. Wie wir später erfuhren, waren das die Reste einer bei Moskau zer-schlagenen SS-Division.

Alle Bewohner unseres Dorfes warteten auf die Stunde der Befreiung. Die Faschisten aber konnten sich noch in der Ver-

teidigungslinie halten, und unser Dorf blieb in ihrem Hinterland.

In unserem Haus wohnte jetzt ein eingefleischter Faschist aus Bayern. Ich glaube, er hieß Albert. Er beschäftigte sich mit dem Laden von Akkumulatoren für Autos und konnte uns Kinder nicht leiden. Ich weiß noch, als einmal mein kleiner Bruder Boris aus Neugierde zu seiner Werkstatt ging, packte er ihn am Schal, der um den Hals gebunden war, und hängte ihn an diesem Schal an den Ast eines Apfelbaums. Danach begann er wie ein Hengst zu wiehern. Die Mutter stürzte sich auf unseren kleinen Boris, aber dieser Bayer ließ sie nicht an ihn heran. Was sollte ich tun? Mir taten der Bruder und die Mutter leid. Ich wollte Leute rufen und konnte nicht – der Atem stockte mir, als hätte man nicht Boris, sondern mich an den Baum gehängt. Oh, wenn ich erwachsen gewesen wäre, ich hätte es ihm aber gezeigt, diesem dreimal verfluchten Faschisten!

Zum Glück wurde dieser Bayer bald von irgendeinem seiner Vorgesetzten gerufen. Dadurch konnten wir, die Mutter und ich, Boris retten. Wir trugen ihn in unsere Erdhütte, und erst nach langer Zeit brachten wir ihn wieder zu Bewußtsein.

Wir Jungen machten es den Älteren nach und fügten den Hitlerfaschisten Schaden zu, wo wir nur konnten. Wir warfen scharfe Nägel und Flaschenscherben auf den Weg, die sich in die Reifen der deutschen Autos einbohrten. Diesem Albert, der in unserem Hause wohnte, stopften wir Lappen und Dreck in das Auspuffrohr seines Motors. Er haßte mich und ließ mich einige Tage lang nicht in die Hütte. So mußte ich bei Nachbarn übernachten, auch dort sprach man nur davon, wie man den Faschisten zusetzen könnte.

Langsam zwar, aber unaufhaltsam näherte sich die Front unserem Dorf. Das spürten sogar wir Kinder an dem immer stärker werdenden Geschützdonner. Bald war die Kampflinie ganz nah – nur noch acht Kilometer von unserem Haus entfernt. Unser Dorf war vollgestopft mit deutschen Trup-

pen. Daher wurde es von unserer Armee beschossen und von Flugzeugen bombardiert. Besonders unsere Nachtjäger, die „PO-2“, machten den Faschisten zu schaffen. Die ganze Nacht hindurch hörte man ihr „Zirpen“. Sie überschütteten die Faschisten mit „Gastgeschenken“. So lebten wir in Feuer und Rauch, Tag und Nacht brannte es in der Nähe.

Nichts entging unseren aufmerksamen Augen. Wir Jungen sahen und bemerkten alles. Eines Tages flogen sechs unserer Flugzeuge über unser Dorf dahin. Danach war der Lärm von Bombenabwürfen zu hören. Als sie zurückkamen, stellten wir fest, daß eine Maschine fehlte. Es waren sechs gewesen, zurück kamen aber nur fünf. Wir konnten damals kaum bis zehn zählen, und die Subtraktion war für uns eine sehr schwierige Sache. Wir hatten aber begriffen, daß ein Flugzeug fehlte. Wir überlegten: Wo mochte es hingeraten sein? Aber da war es auch schon. Es brannte und flog dicht über der mit Truppen vollgestopften Straße dahin und schoß aus allen Rohren. Die Faschisten bekamen ordentlich etwas ab – Krachen, Schreie, Panik.

Wir begannen zu überlegen: Wird es zu den unsrigen zurückfliegen können oder nicht? Der Pilot wendete und flog die Kolonne von neuem an. Jetzt flogen auch Bomben. Und danach stürzte die Maschine mitten in die Deutschen hinein.

„Wie Castello! Wie Castello!“ schrien wir.

Das Flugzeug und der Pilot verbrannten. Niemand im Dorf hat jemals erfahren, wer der Pilot war und woher er kam. Jeder aber wußte: Das war ein echter Sowjetmensch. Bis zum letzten Atemzug schlug er die Feinde. Den ganzen Tag über sprachen die Jungen von diesem unvergeßlichen Helden. Niemand sagte es laut, aber jeder hätte gern so leben und für die Heimat sterben mögen.

Wer wird aber den Tod des Helden rächen? dachten wir. Wer wird seinen Genossen erzählen, wie er fiel?

Bald darauf erfuhren wir, daß das Flugzeug von einer deut-

schen Flakbatterie angeschossen worden war, die sich hinter dem Dorf auf einem Hügel eingegraben hatte. Die Vergeltung kam am nächsten Tag. Am Morgen überflogen uns fünf Flugzeuge gleichen Typs – heute weiß ich, daß es Schlachtfieger waren – und vernichteten die Flakbatterie. Nicht ein Faschist kam davon. Sie haben es ihnen ordentlich gegeben. Unser Dorf war damals von der Welt abgeschnitten. Was an den Fronten vor sich ging, wußte niemand. Einmal kam ein Flugzeug und warf ein Paket Flugblätter ab. Wie ein Schwarm weißer Tauben schwebten sie lange in der Luft und kamen schließlich hinter dem Dorf auf einer verschneiten Wiese herunter.

Ich ergriff eines von ihnen und betrachtete es flüchtig. Ich sah eine Zeichnung, einen Haufen Menschengeschädel, auf dem ein Rabe mit der Fratze Hitlers saß. Darunter standen russische Buchstaben. Lesen konnte ich aber noch nicht. Ich vergewisserte mich, daß keine Faschisten in der Nähe waren, denn sie bestraften streng wegen Flugblättern, steckte sie weg und lief wie der Wind zu unserer Hütte. Dort war Soja. Sie las die Flugblätter durch, lachte und rief: „Was für ein Sieg, Jura!“

Das Flugblatt berichtete von der Zerschlagung der Hitlerarmee bei Stalingrad. Die Freude hatte kein Ende. In allen Hütten sprach man nur noch von der Niederlage der Faschisten.

Bald ging es auch an unserer Front los. Unsere Truppen griffen an. Damals nahmen die SS-Leute unseren Walentin und unsere Soja mit jagten sie mit anderen Jungen und Mädchen nach Westen, nach Deutschland. Die Mutter lief zusammen mit den anderen Frauen lange der Kolonne nach und rang die Hände, aber sie wurde mit dem Gewehrkolben zurückgejagt. Man hetzte die Hunde auf sie.

Großes Leid war über uns gekommen, und nicht nur über uns. Das ganze Dorf vergoß Ströme von Tränen. Denn aus jeder Familie hatten die Faschisten jemanden fortgeschleppt.

Aber das Leid kann nicht unendlich sein, und bald gab es auch für uns wieder eine Freude, und was für eine! Eines Nachts schauten zwei Soldaten in weißen Pelzjacken, mit Pelzmützen auf dem Kopf und Maschinenpistolen in den Händen, zu uns in die Hütte hinein. Sie boten dem Vater etwas zu rauchen an und begannen, ihn auszufragen. Es waren sowjetische Aufklärer, die ersten nach langer Zeit. Wir hatten damals selbst nichts zu essen, aber die Mutter lief hin und her, um den beiden etwas vorzusetzen.

Die Aufklärer verließen uns genauso leise, wie sie gekommen waren. Es war alles wie ein Traum. Am Morgen fragte ich den Vater. Er sah mich verschmitzt an, lächelte ein wenig und sagte: „Ich weiß auch nicht, mir kommt's selbst wie ein Traum vor . . .“

Am anderen Tag verließen die Deutschen unser Dorf. Mein Vater ging unseren Truppen entgegen und zeigte ihnen, wo die Faschisten Minen gelegt hatten. Die ganze Nacht hatte er heimlich die Deutschen beim Minenlegen beobachtet. Der Oberst mit seiner hohen Persianermütze auf dem Kopf und den grünen Achselstücken auf dem Mantel dankte dem Vater dafür und küßte ihn wie einen Soldaten.

Der Vater ging zur Armee, und so blieben wir zu Dritt zurück – Mutter, ich und der kleine Boris. Im Kolchos wurde jetzt alles von den Frauen und den Halbwüchsigen erledigt.

Nach zweijähriger Unterbrechung ging ich wieder in die Schule. Für vier Klassen hatten wir nur eine Lehrerin – Xenia Gerassimowna Fillipowa. In einem Zimmer hatten gleichzeitig die erste und die dritte Klasse zusammen Unterricht. Wenn wir fertig waren, kamen die zweite und die vierte Klasse. Es gab weder Tinte noch Bleistifte noch Hefte. Eine Tafel hatte man auftreiben können, aber Kreide war nicht da. Schreiben lernten wir auf den alten Zeitungen. Wenn es jemandem gelang, Einwickelpapier oder ein Stück alte Tapete ausfindig zu machen, so freuten sich alle. Im Rechenunterricht rechneten wir nicht mit Stäbchen, sondern

mit Patronenhülsen, denn wir Jungen hatten damals alle Taschen mit ihnen vollgestopft.

Vom ältesten Bruder und von der Schwester hatten wir lange Zeit keine Nachricht. Aber Nachbarn, die geflohen und ins Dorf zurückgekehrt waren, erzählten, daß auch Walentin und Soja den Faschisten entflohen seien und in der Roten Armee geblieben wären. Bald kam ein kleiner dreieckiger Brief mit einem Feldpoststempel. Ich las der Mutter Silbe für Silbe vor, was uns Soja geschrieben hatte. Sie schrieb, daß sie als Veterinärgehilfin in einer Kavallerieabteilung arbeite. Bald kam auch von Walentin ein Brief. Er kämpfte als Turmschütze in einem Panzer gegen die Faschisten. Ich freute mich, daß Bruder und Schwester noch am Leben waren, am meisten aber darüber, daß sie gegen die Hitlerleute kämpften, durch die wir so viel zu leiden gehabt hatten.

Der Vater konnte nicht mehr weit mit der Armee mitgehen. Schon von Jugend an kränkelte er, und nun hatte er noch ein Magengeschwür bekommen. Er kam in ein Militärlazarett nach Gshatsk und schied aus der kämpfenden Truppe aus.

Der Krieg schien uns eine Ewigkeit zu dauern. Allen war schwer ums Herz, denn jeder hatte Verwandte an der Front.

Der Postbote war in jeder Hütte der am sehnlichsten erwartete Gast. Täglich brachte er hier erfreuliche, dort traurige Nachrichten. Einer war mit Orden ausgezeichnet worden, ein anderer gefallen.

In unserer Klasse hing eine alte Karte von Europa, und nach der Stunde setzten wir rote Fähnchen ein, die den Siegeszug unserer Truppen markierten: Die sowjetischen Soldaten haben Bukarest befreit. Sofia. Sie drangen in Belgrad, die Hauptstadt Jugoslawiens, ein. Sowjetische Truppen begannen mit Kampfhandlungen auf deutschem Boden. Sie kämpften in Österreich.

Unter dem Einfluß der Siege der Sowjetarmee erweiterte sich in den Ländern Europas die Widerstandsbewegung, ent-

wickelte sich der Partisanenkampf. Das Hinterland des faschistischen Deutschlands wurde dadurch noch mehr erschüttert.

Stundenlang standen wir an der Karte und studierten Geographie nach den Heeresberichten des Sowinformbüros.

Lehrbücher gab es keine, und viele Jungen begannen nach der „Dienstvorschrift für die Infanterie“, die die Soldaten im Dorfsowjet liegengelassen hatten, lesen zu lernen. Obwohl vieles in der Dienstvorschrift unverständlich war, gefiel das Buch uns doch, denn es verlangte von jedem Ordnung und Disziplin.

Alle warteten auf das Ende des Krieges. Eines Tages kam meine Mutter aus dem Dorfsowjet gelaufen, ganz nach gepflügter Erde riechend, umarmte und küßte mich und rief: „Hitler ist erledigt, unsere Truppen haben Berlin eingenommen!“

Ich lief auf die Straße und sah auf einmal, daß draußen Frühling war, daß die Gärten blühten, sah den blauen Himmel über mir und hörte die Lerchen singen. Eine Welle bisher nicht gekannter freudiger Gefühle und Gedanken strömte auf mich ein, mir schmerzte der Kopf. Ich hoffte, daß der Bruder und die Schwester bald zurückkommen würden.

Jetzt begann ein neues, durch nichts verfinstertes Leben, ein Leben voller Sonne. Ich liebe die Sonne seit meiner Kindheit!

Der Krieg war vorbei. Mein Vater blieb in Gshatsk, um beim Wiederaufbau zu helfen. Er brachte unser Häuschen, das schon etwas alt war, aus dem Dorf dorthin und setzte es wieder zusammen. Von jetzt ab wohnten wir in Gshatsk auf der Leningrader Straße. Dort ging ich jetzt auch zur Schule.

Ich wurde in die dritte Klasse der Gshatsker Grundschule an der pädagogischen Lehranstalt aufgenommen. Diese Lehr-

anstalt bildete Lehrer für die ersten Klassen aus. Die zukünftigen Pädagogen leisteten in unserer Vierklassenschule ihr Praktikum.

Wir hatten eine ganz junge Lehrerin, Nina Wassiljewna Lebedewa. Sie war klug, aufmerksam und belesen. Sie kümmerte sich um jeden einzelnen. Bei ihr hatten wir alle Fächer. Nach ihrer Einschätzung lernte ich gut. Nina Wassiljewna erzählte uns oft von Lenin und zeigte uns ein Buch, in dem eine Tabelle mit den Zensuren des Gymnasiasten Wolodja Uljanowa abgedruckt war. Es waren lauter Einsen.

„Auch ihr müßt so gut lernen!“ sagte Nina Wassiljewna. Meine Klassenkameraden zeichneten Bilder von Wladimir Iljitsch und schrieben Gedichte über ihn. Viele in unserer Klasse zeichneten und dichteten. Ich aber hatte keine Neigung dazu, ich rechnete lieber.

Ich ging in eine gute Schule. Die Kinder, die darin lernten, hatten viel erlebt. Von vielen war der Vater im Krieg gefallen, viele waren Vollwaisen. Jeder von uns hatte während des Krieges zu leiden gehabt und hatte die Verbrechen der Faschisten gesehen. Jeder hatte selbst die Qualen des Hungers und der Rechtlosigkeit, hatte all das miterlebt, was man weder vergessen noch verzeihen kann.

Die Zeit verging schnell. Nach zwei Jahren legte ich die ersten Prüfungen meines Lebens in Russisch und Rechnen ab und wurde in die fünfte Klasse versetzt. Ich kam jetzt in eine andere Schule. Dort trat ich der Pionierorganisation bei. Im Haus der Pioniere war ich im Blasorchester, im dramatischen Zirkel und trat auch bei Schulvorstellungen auf.

Zu der Zeit fiel mir ein Buch in die Hände, das fürs ganze Leben tiefe Spuren bei mir hinterließ. Es war die Erzählung „Der Gefangene im Kaukasus“ von Leo Tolstoi. Mir gefiel der russische Offizier Shilin, seine Hartnäckigkeit und seine Kühnheit. So ein Mensch kommt nirgends um. Er war aus der Gefangenschaft geflüchtet und hatte sogar noch Kostylin, einem willensschwachen Menschen, zur Flucht verholfen. Die

Tatarin Dina war auch wunderbar gestaltet. Wenn ich die Erzählung las, verglich ich ihre Helden immer mit Menschen, die mir bekannt waren. Mein Bruder Walentin war doch auch aus der Gefangenschaft geflohen, und an ihm fand ich Züge des Offiziers Shilin, den ich so liebgewonnen hatte.

Russische Literatur hatten wir bei unserer Klassenlehrerin Olga Stepanowna Rejewskaja, einer aufmerksamen und fürsorglichen Frau. Sie hatte etwas Mütterliches an sich, verlangte viel und war zärtlich. Sie war streng und doch gütig. Sie lehrte uns die russische Sprache lieben, das Buch achten, und half uns, Bücher zu verstehen. Von ihr erfuhren wir, wie Puschkin und Lermontow gearbeitet hatten, wie sie im Duell ermordet worden waren, wer Gogol war und wie Krylow seine Fabeln geschrieben hatte. Wir deklamierten Maxim Gorki:

„Zwischen Wolken und Gewässern gleitet stolz der Sturmverkünder, einem schwarzen Blitz vergleichbar.

Bald die Flut mit Flügeln streifend, bald als Pfeil die Wolken treffend, schreit er hell; die Wolken hören – Lust im Schrei des kühnen Vogels.“

In unserer Klasse waren Jungen und Mädchen. Wir waren ein gutes Kollektiv. In der sechsten Klasse wurde ich zum Klassenältesten gewählt. Ich war damals – und ich bin es auch jetzt noch – mit Walja Petrow und Shenja Wassiljew befreundet. Prächtige Kameraden waren das.

Wir halfen einander bei unseren Schulaufgaben. Petrow arbeitet jetzt in Gshatsk als Techniker in der RTS. Wassiljew ist irgendwo in Moskau. Ich muß ihn aber unbedingt finden. Eine enge Freundschaft verband uns mit Tonja Durassowa. Es war ein liebes, wissensdurstiges Mädchen mit klarem, offenem Blick. Jetzt ist sie Verkäuferin in irgendeinem Geschäft in Gshatsk.

Physik hatten wir bei Lew Michailowitsch Bepalow, einem

außerordentlich klugen Menschen. Er kam aus der Armee und trug stets einen Soldatenrock, nur ohne Schulterstücke. Im Krieg diente er in einer Luftwaffeneinheit entweder als Pilot oder als Funker. Er war dreißig Jahre alt. Aber an seinem Gesicht konnte man erkennen, daß er viel gesehen und viel erlebt hatte. In einem kleinen Physikzimmer zeigte er uns Versuche, die an Zauberei grenzten. Er goß in eine Flasche Wasser, trug sie hinaus ins Kalte, und die Flasche ging wie eine Granate auseinander. Oder aber er fuhr mit dem Kamm durch die Haare, und wir hörten es knistern und sahen kleine, blaue Funken. Er konnte uns für alles interessieren, wir behielten die physikalischen Gesetze genauso leicht wie Gedichte. In jeder Stunde erfuhren wir etwas Neues, Interessantes und Aufregendes. Er machte uns mit dem Kompaß und mit der einfachsten elektrischen Maschine bekannt. Von ihm erfuhren wir, wie ein heruntergefallener Apfel Newton geholfen hatte, das Gravitationsgesetz zu entdecken. Damals natürlich konnte ich noch nicht ahnen, daß ich einmal den Kampf gegen die Natur aufnehmen und mich unter Überwindung der Kraft dieses Gesetzes von der Erde lösen würde, aber die Erwartungen von irgend etwas Besonderem entstanden damals schon in mir.

In der Schule organisierten die Schüler einen technischen Zirkel. Die Seele dieses Zirkels war Lew Michailowitsch. Wir bastelten ein Flugzeugmodell, beschafften uns einen kleinen Benzinmotor und brachten ihn im Rumpf des Flugzeuges an. Den Rumpf hatten wir aus Schilfrohr gefertigt und die Tragflächen mit Kaseinleim befestigt. Was war das für eine Freude, als sich dieses Modell in die Lüfte erhob! Auch die anderen Lehrer freuten sich mit uns. Lew Michailowitsch sagte damals: „Flieger müßt ihr werden, Jungs!“

Nachdem ich in Gshatsk die sechs Klassen der Mittelschule absolviert hatte, mußte ich mir Gedanken über meine weitere Ausbildung machen. Ich wollte natürlich studieren. Ich wußte jedoch, daß das für meine Eltern nicht möglich war.

Ihr Einkommen war gering, und wir waren sechs Familienmitglieder. Ich entschloß mich, erst einmal irgendein Handwerk zu erlernen, um einen Beruf zu haben. Später wollte ich dann weiterlernen. So hatte es ja auch die ältere Generation gemacht, jene, die das Wasserkraftwerk am Dnepr und das Werk in Magnitogorsk erbaut hatten, die Turksib bauten und Komsomolsk am Amur gründeten. Ja, und jetzt nach dem Kriege machten es viele wieder so.

All das überlegte ich für mich allein. Ich hatte ja niemanden, mit dem ich mich beraten konnte. Die Mutter hätte mich bestimmt nicht fortgelassen. Für sie war ich immer noch ein Kind. Ich beschloß: Wenn ich schon aus Gshatsk fortfare, dann nur nach Moskau. Obwohl ich noch nie in Moskau gewesen war, war ich in unsere Hauptstadt verliebt, sammelte Karten mit Ansichten von den Kremltürmen, von den Brücken über die Moskwa und von den Denkmälern in Moskau. Wenn ich auch selbst nicht malen konnte, wollte ich doch gern einmal in die Tretjakowgalerie. Ich träumte davon, auf dem Roten Platz zu sein und mich vor dem großen Lenin zu verneigen.

Einen Grund hatte ich ja für Moskau: Dort wohnte ein Bruder meines Vaters – Saweli Iwanowitsch, der in einem Bauunternehmen arbeitete. Er hatte zwei Töchter – Antonina und Lidia. Als ich zu Hause sagte, daß ich zu Onkel Saweli fahren möchte, begann meine Mutter zu weinen, mein Vater aber überlegte eine Weile und sagte: „Da hast du dich zu etwas Gutem entschlossen, Jurka. Fahr nur! In Moskau ist noch niemand untergegangen.“

Die Lehrer rieten ab: Ich müßte doch erst noch die siebente Klasse absolvieren. Aber ich hatte mir damals schon angewöhnt, gefaßte Beschlüsse nicht zu ändern.

Man begleitete mich zum Zug. Im Zug machte ich mir Gedanken, wie man mich wohl in Moskau aufnehmen würde. Der Onkel verdiente nicht sehr viel, und da sollte nun noch ein Esser dazukommen. Aber ich wurde gut aufgenommen,

sehr gut sogar. Meine Kusinen freuten sich sehr. Die ersten Tage zeigten sie mir die Hauptstadt mit all ihren Schönheiten, und dann brachte mich Tonja nach Ljuberzy in ein Landmaschinenwerk. Dort, in der Gewerbeschule, wurden Jugendliche eingestellt.

Schon in Gshatsk hatte ich beschlossen, Dreher zu lernen, im äußersten Fall noch Schlosser. Hier in Ljuberzy aber stellte sich auf einmal heraus, daß nur Jugendliche, die die siebente Klasse absolviert hatten, als Schlosser und Dreher ausgebildet wurden. Ich hatte doch aber nur sechs Klassen besucht. Es war einfach zum Heulen!

„Sei nicht traurig, Junge“, sagte mir der Direktor der Schule, „wir nehmen dich zu den Gießern. Du hast doch in Moskau das Puschkindenkmal gesehen? Siehst du, Junge, das haben Gießer gemacht.“

Das frappte mich, und ich stimmte leichten Herzens zu. Nun gut, dann wurde ich eben Gießer!

Die Aufnahmeprüfung war nicht schwer. Ich bestand sie und wurde als Lehrling aufgenommen. Man gab mir die erste „Uniform“ meines Lebens: Eine Mütze mit einem Emblem, eine schnittige Bluse, lange Hosen, Schuhe, einen Mantel und einen Gürtel mit einer hellen Schnalle. Alles wurde nach Figur und Größe ausgewählt. Am selben Tag noch ließ ich mich für mein letztes Geld fotografieren. Als ich die Bilder bekam, konnte ich einfach nicht glauben, daß ich das sein sollte. Ich schickte sie natürlich gleich nach Hause und an meine Freunde. Sollen sie sich mal ansehen, dachte ich, und sich freuen, was ich für einer geworden bin, fast wie ein Offizier.

Einige Tage später führte uns Meister Nikolai Petrowitsch Kriwow ins Werk. Es war ein berühmtes Werk. Nikolai Petrowitsch erzählte uns, daß man die Maschinen, die hier gebaut wurden, überall auf den Feldern unserer sowjetischen

Heimat antreffen könnte. Ich erinnerte mich, daß wir auch bei uns im Dorf Maschinen mit der Fabrikmarke des Werkes in Ljuberzy gehabt hatten.

Zuerst zeigte uns der Meister die mechanische Abteilung. Wir sahen viele Werkzeugmaschinen. Selbstverständlich wußten wir noch nicht, wie man damit arbeitete. Danach führte uns Nikolai Petrowitsch an unseren zukünftigen Arbeitsplatz – in die Gießerei. Hier verließ uns der Mut völlig – überall Feuer, Rauch und Ströme geschmolzenen Metalls, und überall Arbeiter mit Schutzkleidung.

„Ach, da sind ja die Neuen“, sagte der Brigadier, ein großer, bärtiger Mann, „seht euch nur alles richtig an, gewöhnt euch daran, mit Feuer umzugehen.“ Dann fügte er noch voller Stolz hinzu: „Das Feuer ist stark, das Wasser ist stärker als das Feuer, die Erde ist stärker als das Wasser, aber am stärksten ist der Mensch!“

Wir hatten vor allem Angst. Wir fürchteten, daß da auf einmal etwas oben abbrechen und auf uns fallen könnte. Wir drückten uns ganz dicht an Nikolai Kriwow heran und waren bemüht, nicht einen Schritt von ihm zu weichen.

Dann brachte uns der Meister in die mechanisierte Gießerei. Dort wurden aus dem weißen Roheisen mittlere und kleine Einzelteile gegossen. Er führte uns auch zu den Öfen, zeigte uns, wie abgeglüht wurde, und erklärte, wie man sprödes Metall in zähflüssiges Schmiederoheisen verwandelte. Es war ganz seltsam: Am Ende des Tages begannen wir uns bereits an das Werk zu gewöhnen und hatten schon nicht mehr solche Angst wie zuerst.

Bald stellte man mich an eine Maschine, wo ich Formen ohne Formkasten machen mußte. Man bildete mich zum Former aus. Neben der Maschine war ein Konveyer. Wir machten die Formen, setzten die Kerne ein, deckten den Formkasten zu, und dann ging es auf den Konveyer. Gegen Ende des Arbeitstages kam der Meister, er faßte sich an den Kopf und rief: „Was ist denn, Jungs, ihr macht ja lauter Ausschuß!“

Wir hatten die Kerne etwas schräg eingesetzt, und es war tatsächlich viel Ausschuß entstanden. Der Meister zeigte jedem von uns, wie man es machen mußte. Am nächsten Tag ging es schon besser. Wir Lehrlinge wohnten in einem Lehrlingswohnheim, einem Holzhaus. Unser Raum, der für fünfzehn Personen bestimmt war, lag im Erdgeschoß. Wir vertrugen uns alle gut. Alles war geregelt. Gemeinsam standen wir auf, und gemeinsam legten wir uns schlafen, gingen in die Kantine, wo wir kostenlos zu essen bekamen, ins Kino und ins Stadion, das neben unserem Heim war.

Lehrlinge sind ein romantisches Völkchen. Damals stritten wir uns viel über Heldentum. Wir sprachen davon, daß es verschiedene Heldentaten gäbe. Es gibt solche, die vom Menschen eine augenblickliche Entscheidung verlangen, die Wahl zwischen Leben und Tod. Dazu zählten wir die mutigen Taten von Nikolai Castello und Alexander Matrossow. Uns aber gefielen mehr jene Heldentaten, von denen man sagt: Das ganze Leben eine einzige große Tat! Das bedeutet, daß ein Mensch sein ganzes Leben einem Ziel untergeordnet hat, für das er kämpft, ohne zurückzuweichen. Das beste Beispiel dafür ist das Leben Wladimir Iljitsch Lenins. Wir lasen alle Bücher über Lenin, die wir in unserer Bibliothek fanden.

Wir interessierten uns für die revolutionäre Tätigkeit Artjoms und begeisterten uns an der Biographie M. W. Frunses. Der von einem zaristischen Gericht zum Tode verurteilte M. W. Frunse lernte noch im Gefängnis selbständig Fremdsprachen in der Hoffnung, sie später gebrauchen zu können. Er konnte sie auch gebrauchen, denn er floh aus dem Gefängnis. Frunse kannte nur eine, aber eine flammende Leidenschaft. Noch heute erinnere ich mich an seine Worte, die wir laut im Lehrlingswohnheim vorlasen:

„Wir, die wir dem Tode geweiht waren, schliefen gewöhnlich bis fünf Uhr morgens nicht, sondern lauschten gespannt auf jedes Geräusch. Das waren Stunden voller Tragik. Zu dieser Zeit führte man vor den Augen aller die fort, die ge-

henkt werden sollten. Von den Kameraden hörten wir, wie sie ganz ruhig sagten: „Leb wohl, Leben! Freiheit, leb wohl!“ Dann wurde das Klirren der Ketten immer leiser und leiser. Dann knarrten die Eisentüren des Gefängnisses, und alles verstummte. Wir saßen und überlegten: Wer wird morgen nacht dran sein? Nun hatten sie schon den fünften weggebracht. Geweint wurde nicht viel.“

Ich erinnere an diese erregenden Zeilen, damit die Jugend weiß: Der revolutionäre Kampf der älteren Generation hat Opfer und ständiges Heldentum verlangt.

Die Gießerei machte mir Freude. Ich hatte bereits aufgehört, auf die Dreher neidisch zu sein. Die Arbeit ging mir von der Hand. Mir gefiel es, mit dem ersten Heulen der Werksirene aufzuwachen, mich mit kaltem Wasser zu waschen, auf die Straße herauszutreten und mich einzureihen in den Strom der Arbeiter, die zum Werktor eilten. Ich ging immer mit Stolz zur Arbeit. Mit jedem Tag festigte sich dieser Stolz, denn die Erwachsenen, die qualifizierten Arbeiter unterhielten sich mit uns Lehrlingen wie mit ihresgleichen. Bald gab es auch den ersten Lohn. Es war nicht viel, ganze dreißig Rubel. Aber es war das erste selbst verdiente Geld. Die Hälfte davon schickte ich der Mutter nach Gshatsk zum Wirtschaften. Ich wollte gern der Familie helfen und mich als Erwachsener fühlen.

In der Gewerbeschule hatten wir gleichzeitig Theorie und praktische Arbeit. Ich muß zugeben, daß die Lehrlinge nicht gern Unterricht hatten. Sie zog es mehr zum Formsand und zum geschmolzenen Metall. Aber wir hatten einen älteren Lehrer, er war klein und unauffällig. Seinen Namen habe ich leider vergessen. Er gab bei uns technisches Zeichnen. Einmal ließ er mich ein Teil zeichnen, dann ein anderes und dann wieder ein anderes. Eins war immer schwerer als das andere. Ich begann, der Sache Interesse abzugewinnen, und

schließlich begann ich, gut zu zeichnen und konnte sogar komplizierte Zeichnungen lesen. Ich wußte, daß ich das in Zukunft gut brauchen würde.

Obwohl ich schon lernte, wollte ich aber immer noch mehr lernen. In der Bibliothek lieh ich mir technische Fachbücher aus. Ich ärgerte mich, daß der Tag nur vierundzwanzig Stunden hatte. Die Zeit reichte bei weitem nicht aus. Mir taten die Jahre leid, die durch die faschistische Okkupation unnütz draufgegangen waren. Ich träumte davon, irgendein Technikum zu absolvieren, an einem Institut mein Studium aufzunehmen und Ingenieur zu werden. Aber zum Studium brauchte man Oberschulbildung. Zusammen mit meinen Kameraden Timofej Tschugunow, der auch aus dem Smolensker Gebiet war, und Alexander Petuschkow, der aus der Kalugaer Gegend stammte, trat ich in die siebente Klasse der ersten Abendschule in Ljuberzy ein. Wir halfen einander und waren stets zu dritt. Es war gar nicht so leicht. Wir mußten in der Fabrik arbeiten, mußten den theoretischen Unterricht im Lehrwerk mitmachen und nun auch noch abends die siebente Klasse besuchen. Aber die Lehrer waren auch hier gut. Überhaupt habe ich immer Glück mit den Lehrern gehabt.

Ein Jahr besuchte ich diese Schule. Das Lehrjahr 1950/51 war für mich voller Verwirrung und Unruhe. Immer zog es mich irgendwo anders hin.

Die Lehrer, die meinen Lerneifer kannten, schlugen mir vor, in die Leningrader Sporthochschule einzutreten. Ich war unter den Arbeitern des Werkes als guter Sportler bekannt und hatte schon mehrere Male bei Wettkämpfen Auszeichnungen erhalten.

Ich mußte nach Mytistschi, wo ich die Prüfung mit einer Eins ablegte. Dann fuhr ich wieder nach Ljuberzy zurück. Hier sagte man mir, daß ich als Gießer in das Industrietechnikum in Saratow eintreten könne. Mit Sport, hieß es, kann man sich überall beschäftigen.

Es ist tatsächlich so: Jeder Sportler, und wenn er ein noch

so großer Meister ist, muß einen Beruf haben und produktive Arbeit leisten. Nicht der Mensch ist für den Sport da, sondern der Sport für den Menschen!

Tschugunow, Petuschkow und ich gingen zum Direktor der Gewerbeschule und baten darum, ins Industrietechnikum von Saratow delegiert zu werden. Er reagierte mit großer Herzlichkeit auf unsere Bitte. Wir erhielten kostenlos Fahrkarten, setzten uns in den Zug, und los ging's in Richtung Wolga.

Saratow gefiel uns. Es war August, als wir dort ankamen. Wir wohnten in einem Internat in der Mitschurinstraße 21. Noch am ersten Tag gingen wir ans Wolgaufer. An den Ufern dieses herrlichen Stromes wurde der große Lenin geboren. Wir standen lange Zeit dort und beobachteten in freudiger Erregung die starke Strömung und die unendliche Weite des Stromes. Dieses Bild harmonierte mit unserer Stimmung, denn wir traten in ein neues, noch unbekanntes Leben ein: Wir wurden Studenten.

Alle, die neu im Technikum aufgenommen wurden, fragten aufgeregt: Wie werden wohl die Prüfungen ausfallen? Wir aus Ljuberzy brauchten keine Prüfung abzulegen, denn wir hatten ein ausgezeichnetes Zeugnis der siebenten Klasse. Das einzige, was von uns verlangt wurde, war, daß wir eine Probe in Produktionspraxis ablegten. Aber jeder von uns hatte bereits die Qualifikationsstufe fünf als Gießer oder Former, und so legten wir die Probe natürlich mit Erfolg ab. Überhaupt hatte die Mehrzahl der künftigen Studenten mit der Probearbeit Erfolg, da sie fast alle aus der Produktion kamen. Viele waren älter als wir. Es waren sogar Meister darunter, die hier die mittlere technische Ausbildung erlangen wollten.

Bei unserer Aufnahme am Technikum sagte der Direktor: „Nun fahrt ihr bis zum Beginn der Vorlesungen in den Kolchos, helft dort die Ernte bergen . . .“

In Lastwagen fuhren wir in einen etwa achtzig Kilometer von Saratow entfernten Kolchos. Dort wurde gerade der Weizen gedroschen, der nachher in den Elevator von Jekaterinowka gefahren wurde. Etwa zwei Wochen arbeiteten wir dort. Die Leitung des Kolchos bedankte sich für unsere Hilfe, und wir fuhren mit unseren Fahrern wieder in die Stadt zurück.

Nun begannen die Vorlesungen im Technikum. Es befand sich in der Sacco-und-Vanzetti-Straße. Die Aufgaben waren hier bedeutend schwerer als in der Schule und in der Gewerbeschule. Auch die Anforderungen waren größer. Laboratorien, eine Bibliothek, Kabinetts für die verschiedensten Fächer schufen gute Voraussetzungen für das Studium. In unserer Gruppe waren fünfunddreißig Studenten, die aus den verschiedensten Städten der Sowjetunion kamen. Unter ihnen waren Parteimitglieder, Ordensträger – Teilnehmer am Großen Vaterländischen Krieg –, die bereits verheiratet waren und Kinder hatten. Sie alle trieben der Wissensdurst und das Bestreben, dem Lande möglichst viel Nutzen zu bringen, hierher.

In der ersten Zeit war es schwer für diejenigen, die bereits der Schulbank entwöhnt waren. Bei uns – Petuschkow, Tschugunow und mir – ging es gut mit dem Studium voran. Wir hatten noch alles frisch im Gedächtnis. Man nannte uns die „unzertrennlichen Moskauer“, wandte sich oft um Hilfe an uns, und wir halfen den anderen Kameraden gern.

Bei einigen Studenten war es um die Mathematik besonders schlecht bestellt. Dieses Fach hatte es aber auch in sich! Man brauchte bloß zwei oder drei Stunden zu versäumen, irgendeine Formel oder Regel nicht richtig gelernt zu haben, und schon machte sich das bemerkbar. Wir drei liebten die Mathematik. Wir verstanden, daß man in unserer Zeit, im Zeitalter des Atoms, nicht ohne Mathematik leben kann. Alles baut sich auf genauen Berechnungen auf. Jeder träumte davon, einen Rechenschieber zu erwerben.

Im Technikum herrschte ein Geist kameradschaftlicher gegenseitiger Hilfe. Wir Jugendlichen beobachteten, wie sich die Älteren, die mit uns studierten, benahmen, hörten uns ihre Meinungen an und waren bestrebt, es ihnen gleichzutun. „Hilf dem Kameraden aus der Not, wenn du auch selbst dabei in den Tod gehen mußt!“ sagten manchmal die ehemaligen Frontsoldaten. Sie hatten etwas an sich, was mir bereits bekannt und vertraut war. In jedem von ihnen fand ich Züge jener zwei Flieger, die ich in den ersten Kriegstagen gesehen hatte und die mich damals durch ihr herzliches Wesen so beeindruckt hatten.

Das Technikum war für mich und die anderen Komsomolzen nicht nur eine Schule des Wissens, sondern auch eine hervorragende Schule des Lebens. Mit jedem Tag gewannen wir mehr Geschmack am Unterricht. Allmählich verschwanden die Vieren, aus ihnen wurden Dreien, die schließlich auch verschwanden.

In unserer Freizeit trieben wir Sport und stellten eine Basketballmannschaft auf. Schon in der Gewerbeschule hatte ich Interesse an diesem schnellen und lebhaften Spiel gefunden.

Unsere Mannschaft nahm an den Wettkampfspielen der Stadt teil und errang den ersten Platz der Technika von Saratow. Im Winter trainierten wir zweimal in der Woche in der Halle.

Ich hatte einen Freund – Tolja Winogradow. Er war ein begeisterter Skiläufer. Ich jedoch zog Basketball vor. Ski lief ich zwar auch manchmal, aber nicht so häufig wie die anderen.

Im Studentenwohnheim wohnte ich mit vierzehn Kommilitonen in einem Zimmer. Abends spielten die anderen oft Schach. Sie organisierten sogar Turniere. Ich spielte aber nicht mit.

Mir lagen Spiele mit Bewegung mehr. Ich konnte nicht stundenlang an einem Fleck sitzen.

Das Stipendium, das wir erhielten, war nicht allzu hoch. Fünfzig Rubel pro Monat im ersten Studienjahr und hundert Rubel im letzten Studienjahr. Obwohl uns der Staat studieren ließ, uns kleidete und ernährte, mußten wir doch unser Geld genau einteilen. Aber wir fanden Mittel, um ins Theater und ins Kino zu gehen.

Saratow hatte ein schönes Opernhaus. Ich sah dort „Rusalka“ von Dargomyshski, „Carmen“ von Bizet und „Pique Dame“ von Tschaikowski. Großen Eindruck machte Glinkas Oper „Iwan Sussanin“ auf mich. Indem ich dem Spiel auf der Bühne folgte, war mir fast, als stünde ich mitten unter dem russischen Volk, das gegen die Feinde seiner Heimat kämpfte.

Wir gingen oft ins Kino. Nach jedem Film tauschten wir Meinungen aus und stritten miteinander. Gut gefiel mir der Film „Der wahre Mensch“ nach dem Buch von Boris Polewoi. Ich habe es leider nur einmal gelesen. Ausgezeichnet wird in diesem Film die seelische Stärke des sowjetischen Menschen gezeigt. Alexej Maresjew, der Prototyp des Helden in der Erzählung „Der wahre Mensch“, war stärker als die Helden von Jack London, die ich vorher lieb gewonnen hatte. Er war mir in seinem Streben näher. Ich fragte mich oft, wie ich wohl gehandelt hätte, wenn ich in eine solche Lage gekommen wäre.

Schon seit meiner Kindheit liebte ich die „Stechfliege“ von Ethel Lilian Voynich. Das war der Lieblingsheld aller Jungen. Ich las damals ergriffen: „An seiner Brust war ein Tüchlein versteckt, das Montanella fallen ließ. Er küßte es und weinte die ganze Nacht in das Tuch hinein, als sei es ein lebendiges Wesen . . .“ Ich sah dieses zerknüllte Tüchlein vor mir liegen, fühlte dessen salzige Feuchtigkeit und hörte klar und deutlich die Schüsse der Soldaten, die auf die „Stechfliege“ schossen.

Ich liebte diese „Stechfliege“, jedoch Maresjew liebte ich noch mehr. Er war mein Zeitgenosse, lebte zusammen mit uns in

einem Lande. Ich wollte ihn gern kennenlernen und seine mutige Hand drücken.

Literaturunterricht hatten wir bei Nina Wassiljewna Rusanowa. Sie war eine sehr fürsorgliche Lehrerin. Sie gab uns Listen mit Büchern, die jeder von uns lesen sollte. In diesen Listen war auch die Serie „Geschichte des jungen Menschen des 19. Jahrhunderts“ aufgeführt, die von Maxim Gorki zusammengestellt wurde. Nina Wassiljewna machte uns mit den besten Werken der russischen und der Weltliteratur bekannt. Noch heute erinnere ich mich an die innere Erregung, mit der ich Tolstois „Krieg und Frieden“ gelesen habe. Am meisten gefielen mir in diesem herrlichen Buch die Kampfszenen und die Gestalten der Verteidiger des Vaterlandes gegen den Überfall Napoleons: Der Artillerist Tuschkin, der Kommandeur eines Regiments, Fürst Andrej Bolkonski, die Offiziere Rostow, Dolochow und Denijow. Der Feldmarschall Kutusow stand plastisch vor meinen Augen.

Damals las ich auch ein Buch des amerikanischen Schriftstellers Longfellow, Werke von Victor Hugo und Charles Dickens. Ich las viel, ich wollte all das nachholen, was ich in meiner Kindheit nicht hatte tun können. Wie alle anderen, so begeisterte auch ich mich an Jules Verne, Conan-Doyle und Herbert Wells. Wir wußten, daß diesen englischen Schriftsteller Sowjetrußland sehr interessierte. Er kam in den Hungerjahren nach Moskau, sprach mit W. I. Lenin und schrieb das Buch „Rußland im Nebel“. Wir wollten dieses Buch lesen, konnten es jedoch nicht bekommen. In der Stadtbibliothek von Saratow war es nicht zu finden.

Herbert Wells zweifelte am Leninschen Elektrifizierungsplan unseres Landes. Wir sahen jedoch mit eigenen Augen, wie auf der Wolga ganze Geleitzüge von Lastkähnen Baumaterial für das Wasserkraftwerk von Kuibyschew transportierten. Das, was Lenin vorausgesehen hatte, wurde durch die Arbeit des Sowjetvolkes Wirklichkeit.

Unsere Jugend verbrachten wir in einer außerordentlich in-

teressanten Zeit. Wir mußten uns mit dem Lernen beeilen, denn überall wurden wir gebraucht. Die Ereignisse in unserem Land und im Ausland bewegten alle Studenten des Technikums und insbesondere uns, die Komsomolzen.

Im Fernen Osten schlug das kleine, freiheitsliebende Volk von Korea die frechen Eindringlinge des größten kapitalistischen Landes der Welt, der USA, zurück. Wir begannen unseren Arbeitstag damit, daß wir die letzten Nachrichten über die Kämpfe in Korea abhörten. Damals erfuhren wir die Namen der Helden der Koreanischen Volksdemokratischen Republik, der Flieger Ly Don Gju und Kim Gi Ok. Die „Prawda“ schrieb über ihre Kühnheit und ihren Mut. Sie berichtete, daß jeder von ihnen mehr als ein Dutzend amerikanischer „Sabre's“ abgeschossen hatte. Viele Völker lernten und lernen in ihrem Kampf von den Heldentaten der Sowjetmenschen. Für uns war es eine Freude zu lesen, daß auch das koreanische Volk dem Mut der Sowjetmenschen nacheiferte und die koreanischen Partisanenabteilungen „Soja Kosmodemjanskaja“ und „Alexej Maresjew“ sich im Kampf gegen die amerikanischen Eindringlinge auszeichneten.

Der Freiwillige der chinesischen Volksarmee Chuan Dzi-guan wiederholte die Heldentat von Alexander Matrossow. Er las von ihr und sah den Film, der ihn sehr erschütterte. Als Tolja Winogradow davon in der Zeitung las, rief er: „Hier ist der beste Beweis dafür, daß nur ein starker Charakter einen starken Charakter wecken kann.“

Das war das beste Echo unserer ständigen Streitgespräche über Heldentum.

Fast alle Studenten des Technikums waren Komsomolzen. Ich wurde zum Mitglied des Büros der Komsomolorganisation gewählt. Gesellschaftliche Arbeit gab es viel, besonders da ich außerdem noch Sekretär der Sportvereinigung „Arbeitsreserven“ in Saratow war.

Es mußte mit jeder Minute gegeizt werden, um alles erledigen zu können.

Nach dem dritten Studienjahr wollte ich mir einen neuen Anzug kaufen; hatte aber kein Geld. „Hör’ zu, Gagarin, willst du nicht als Sportleiter ins Sommerlager des Kinderheims fahren?“ fragte mich der Sekretär des Rayonkomitees des Komsomol. „Kannst dich erholen und noch etwas Geld verdienen . . .“ Ich hatte Kinder gern und sagte zu.

Das Pionierlager war herrlich gelegen, ganz im Grünen, an einem Fluß. Hier mußte ich mich zum erstenmal in meinem Leben mit Erziehungsarbeit befassen. Ehrlich gesagt, die Kinder waren ziemlich lebhaft, und es waren auch ein paar tüchtige Rangen dabei. Sie freuten sich, nicht mehr unter der Aufsicht des Lehrers zu sein, und machten Streiche, wo sie nur konnten. Im Lager waren nur zwei Männer (wenn man mich zu dieser Zeit schon so bezeichnen konnte): ein blinder Harmonikaspieler, ein Mensch mit feinem Gehör und großem Musikverständnis, und ich. Wir halfen der jungen Erzieherin, so gut wir konnten.

Die Arbeit im Lager hat mir viel gegeben. Nicht selten führten wir abends, wenn die Kinder schliefen, angeregte Gespräche. Wir unterhielten uns darüber, wie wichtig die Disziplin im Leben des Menschen ist. „Von der Disziplin zum Heldentum ist nur ein Schritt“, sagte die erfahrene Erzieherin. Sie behauptete, daß jedes Kind eine ganze Welt sei. Sich in ihr richtig zurechtzufinden, heißt, den richtigen Weg zu finden, um einen Menschen aus ihm zu machen, dem kindlichen Herzen zu helfen, für die Überwindung der kommenden Schwierigkeiten im Leben, stark und fest zu werden.

Der Sommer im Lager verging sehr schnell. Ich fuhr nach Hause zurück, kaufte mir einen neuen Anzug, Schuhe und eine Uhr. So hatte ich mein Praktikum als Erzieher abgeleistet, und etwas Geld hatte ich mir auch verdient.

Das letzte Jahr unseres Studiums am Technikum begann. Von der Theorie gingen wir mehr und mehr zur Praxis über.

Zuerst schickte man mich nach Moskau ins Woikow-Werk und dann nach Leningrad in das Werk „Vulkan“.

Die ersten Tage durchstreifte ich mit meinem Freund Fjodor Petrunin Leningrad. Ich war begeistert, in der Stadt zu sein, der Wiege des Großen Oktober. Wir gingen zum Smolny, von dem aus Lenin die Revolution geleitet und die Abteilungen von Arbeitern, Soldaten und Matrosen zum Sturm auf das Winterpalais geschickt hatte. Und dann standen wir vor dem Palais, an der Newa und schließlich vor der legendären „Aurora“.

Es gibt auf der Welt kaum eine Stadt mit einer so reichen revolutionären Geschichte wie Leningrad. Hier erinnert alles an den Kampf: Die Mauern der Petropawlow-Festung, die Newa-Brücken, das Gebäude des ehemaligen Putilow-Werkes, in dem mein Großvater Timofej Matwejew arbeitete und starb. Wir gingen zur Issaak-Kathedrale und fotografierten das Denkmal von Peter I. Fedja deklamierte:

„O mächtiger Zwingherr des Geschicks!
Hast du nicht so, am Eisenzaume,
Emporgeschnellt aus dumpfem Traume,
Vorm Abgrund, Rußlands, festen Blicks?“

In dieser Stadt wirkten Puschkin, Gogol, Dostojewski. Hier, auf dem Senatsplatz, schossen die zaristischen Truppen mit Kartätschen auf die Dekabristen. Am Winterpalais ließ der Zar an einem Januartag des Jahres 1905 Arbeiter erschießen. Die gesamte Geschichte der russischen Arbeiterklasse rollte vor unseren Augen ab. Wir gingen auch zum Finnländischen Bahnhof, um das Lenindenkmal zu besichtigen.

Am Tage war ich mit meinen Freunden im Werk, und abends gingen wir in Museen und in Theater. Als wir Nachtschicht hatten, verbrachten wir einmal drei Tage in der Ermitage. Wir waren auch im russischen Museum und erfreuten uns an den Bildern unserer berühmten Maler. Alles gefiel uns an Leningrad – seine architektonische Gestaltung ebenso, wie

seine Denkmäler. Lange stand ich mit Petrunin vor den sich aufbäumenden Bronzeperden auf der Anitschkinbrücke. Großen Eindruck machte auf mich auch das Denkmal des Torpedobootes „Stereugustsch“. Lange blickte ich in die Gesichter der russischen Matrosen, die die Schotten öffneten, sich selbst und ihr Schiff versenkten, sich aber den Feinden – den japanischen Samurais – nicht ergaben.

Nach unserem Aufenthalt in Leningrad waren wir geistig reifer geworden. In Büchern zu lesen, wie das Winterpalais gestürmt wurde, ist gut und interessant. Etwas ganz anderes ist es aber, den Triumphbogen des ehemaligen Generalstabes zu sehen, von dem aus die Rotarmisten ihre Attacke begannen, selbst über den Palaisplatz zu gehen, in den Sälen des Winterpalais' zu weilen, in denen die provisorische Regierung Kerenski verhaftet wurde.

Als wir nach Saratow zurückgekommen waren, dachten wir noch lange an diese Stadt zurück und berichteten unseren Studienkameraden ausführlich über sie.

Eines meiner Lieblingsfächer im Technikum war, wie schon früher in der Schule, Physik. Hier hatten wir Physik auch bei einem so ausgezeichneten Lehrer wie seinerzeit in Gshatsk. Nikolai Iwanowitsch Moskwin war ein sehr gebildeter Mensch, den alle sehr verehrten.

Physik ist ein sehr schwieriges Unterrichtsfach. Ohne Kenntnisse in Mathematik kann man damit nur schwer zurechtkommen. Unser Physiker aber las seine Lektionen sehr interessant, bildreich und begeistert. Demjenigen, der den Stoff nicht beherrschte, gab er erbarmungslos eine Vier, forderte dann aber von ihm, daß er sie wieder ausmerze. Nikolai Iwanowitsch ließ einen solchen Studenten solange nicht in Ruhe, bis dieser alles richtig verstanden hatte.

„Ein Techniker muß in der Physik Bescheid wissen“, sagte er uns, „die Erde dreht sich nach den Gesetzen der Physik.“

Unser Physiklehrer organisierte einen physikalischen Zirkel, dessen Teilnehmer Vorträge halten mußten. Da gab es einen Vortrag über Mechanik, einen über die Newtonschen Gesetze und einen über die Errungenschaften in der Elektrizität. Ich hatte einen Vortrag über das Thema „K. E. Ziolkowski und seine Lehre von den Raketenmotoren und den interplanetarischen Reisen“ zu halten. Für diesen Vortrag mußte ich auch einen Sammelband utopischer Aufzeichnungen von Ziolkowski lesen.

Ziolkowski krepelte mir gewissermaßen die ganze Seele um. Seine Werke waren stärker als die Jules Vernes, Herbert Wells' und die der anderen utopischen Schriftsteller. Alles, was dieser Wissenschaftler sagte, das hatte er durch eigene Versuche bestätigt. K. E. Ziolkowski schrieb, daß nach der Ära der Propellerflugzeuge die Ära der Raketenflugzeuge kommen wird, und heute fliegen sie schon an unserem Himmel. Er schrieb über die Raketen, und heute sind sie schon in die Stratosphäre vorgedrungen. Mit einem Wort, alles was von dem Genius K. E. Ziolkowski vorausgesehen wurde, war eingetroffen. Auch sein Traum über den Flug eines Menschen in den kosmischen Raum mußte Wahrheit werden. Meinen Vortrag über Ziolkowski schloß ich mit dessen eigenen Worten: „Die Menschheit kann nicht ewig auf der Erde bleiben. Aber in ihrer Jagd nach dem Licht und dem Raum wird sie zuerst schüchtern hinter die Bereiche der Atmosphäre dringen und sich dann den gesamten Raum um die Sonne erobern.“

Ich war sehr erregt als ich diese Worte las.

Alle Mitglieder unseres Zirkels waren von der Kraft und der Tiefe der Gedanken dieses Wissenschaftlers beeindruckt. Vielleicht war es an diesem Tage, daß ich die neue „Krankheit“ bekam, für die es in der Medizin keine Bezeichnung gibt. Es war der unwiderstehliche Drang in den Kosmos.

Das Studium im Technikum ging seinen Gang. Aber ich brauchte nur ein Flugzeug am Himmel brummen zu hören

oder einen Flieger auf der Straße zu treffen, gleich wurde mir irgendwie wärmer ums Herz. Ich wußte, daß es in Saratow einen Fliegerklub gab, von dem unter den Studenten viel Gutes erzählt wurde. Aber um in ihn hineinzukommen, mußte man Oberschulbildung haben. Eines Tages kam mein Freund Viktor angelaufen und rief erregt: „Horch zu, Jungs, eine gute Nachricht! Im Fliegerklub werden jetzt Studenten aus dem vierten Studienjahr des Technikums aufgenommen.“

Noch am selben Abend gingen wir zu dritt in den Fliegerklub. Tatsächlich, sie nahmen uns auf. Wir gaben unsere Anmeldung ab, durchliefen alle Kommissionen und begannen mit dem Unterricht. Zuerst erzählte man uns über die Theorie des Fliegens, den Aufbau eines Flugzeugs und eines Flugzeugmotors. In der ersten Zeit waren wir etwas enttäuscht von diesen langweiligen Unterrichtsstunden. Wir hatten doch gedacht, wir kämen gleich auf den Flugplatz und könnten losfliegen. Aber hier gab es ja wieder Unterricht, Aufgaben an der Tafel und Lehrbücher. Der Weg zum Flugplatz und zu den Flugzeugen erwies sich als bedeutend länger, als wir es uns vorgestellt hatten.

In den ersten Monaten des Jahres 1955 gab es viel zu tun. Wir mußten sozusagen zwei Schichten arbeiten: Am Tage hatten wir Vorlesungen im Technikum, und abends waren wir im Fliegerklub. Dazu kamen dann noch die Abschlußprüfungen und die Verteidigung der Diplomarbeiten. Ich hatte ein ziemlich schwieriges Thema: „Die Projektierung einer Gießerei für Großserienproduktion mit einer Jahreskapazität von neuntausend Tonnen Guß.“ Außerdem mußte ich als Diplomand eine Technologie der Herstellung von Werkstücken und die Methodik des Produktionsunterrichts in der Berufsschule für die Herstellung dieser Werkstücke ausarbeiten. Für die Diplomarbeit waren viele Zeichnungen

anzufertigen. Damals habe ich mich des öfteren an den alten Lehrer aus Ljuberzy erinnert, der bei uns die Freude am Zeichnen geweckt hatte. Die für die Diplomarbeit notwendigen Unterlagen holte ich mir aus der Bibliothek des Technikums und aus der technischen Abteilung der Stadtbücherei. Die früher auf der Fachschule im Ljuberezer Werk und während des Praktikums in Moskau und Leningrad gesammelten Erfahrungen kamen mir hier sehr zustatten, wenn sie auch nicht sehr groß waren. Mit einem Wort, nach und nach nahm der Entwurf für die Diplomarbeit eine feste Form an und wurde durch immer neue Vorstellungen ergänzt.

Trotz der Beschäftigung mit der Diplomarbeit war ich natürlich bemüht, keine Stunde im Fliegerklub zu versäumen. Dort waren wir bereits mit den theoretischen Stunden fertig und legten nun die Prüfungen in Theorie ab. Wir waren natürlich immer todmüde, denn wir kamen kaum noch in unsere Betten. Wir wollten gern so bald als möglich mit den Lehrflügen beginnen. Ich war noch nie, auch nicht als Fluggast, in der Luft gewesen und machte mir deshalb meine Gedanken: Wenn ich plötzlich Angst bekomme, schwindlig werde oder mich übergeben muß? Es wurde ja so allerhand vom Fliegen erzählt.

Aber bevor die Lehrflüge begannen, mußte erst, wenigstens einmal, mit dem Fallschirm abgesprungen werden. „Wir wollen sehen, ob ihr mutig seid“, sagte mit wohlwollendem Lächeln unser Fluginstrukteur Dmitri Pawlowitsch Martjanow. Er war ein junger, kräftiger, etwas gedrungener Mensch und nur wenig älter als ich. In den Fliegerklub war er aus einem Zerstörergeschwader gekommen. Er erzählte uns, daß er die Militärfliegerschule von Borissoglebsk besucht hatte, und war sehr stolz darauf, daß dort seinerzeit auch Waleri Tschkalow lernte. Nachdem er einige Zeit in der Einheit gedient hatte, wurde er demobilisiert und begann als Instrukteur im Fliegerklub zu arbeiten. Wahrscheinlich hätte er nach seinem Dienst in irgendein Institut gehen und Ingenieur

oder Agronom werden können, aber er kam in den Fliegerklub. „Ohne Flugplatz kann ich nicht leben, ich muß fliegen“, sagte er uns.

Martjanow war ein echter Flieger, er konnte es nicht ohne Flügel aushalten. Den Teilnehmern unseres Kurses gefielen seine Leidenschaft zur Fliegerei und die Sorgfalt, mit der er uns seit dem ersten Tag unserer Bekanntschaft ausbildete. In ihm war irgendwie ein „militärischer Kern“, der ihn sofort von Zivilisten unterschied. Schon von Kindheit an war Dmitri Pawlowitsch an strenge Disziplin und Ordnung gewöhnt worden, denn seine militärische Laufbahn begann in der Suworow-Lehranstalt. Wir wußten, daß dieser tatkräftige Mensch nicht ruhen würde, bis er uns zu guten Fliegern gemacht hatte.

Schließlich wurde auch mit den Fallschirmsprüngen begonnen.

Dreimal fuhren wir nachts hinaus zum Flugplatz, und aufgeregt warteten wir, daß man uns in die Lüfte mitnahm. Aber wir hatten Pech. Das Wetter war nicht entsprechend. Unausgeschlafen und überreizt kamen wir ins Technikum zurück und setzten uns an die Diplomarbeiten. Die machte ja auch niemand für uns!

In der dritten Nacht fuhren auch Mädchen aus einem Technikum in Saratow mit uns zum Flugplatz. Sie sollten ebenfalls mit dem Fallschirm abspringen. Ich schaute sie an, sie waren ganz blaß und verstört. Sah ich auch so aus? Scherzend fragten sie mich: „Warum bist du denn so ruhig? Bist wahrscheinlich schon ein paarmal gesprungen?“

„Nein“, sagte ich, „ich springe zum erstenmal.“

Sie glaubten mir nicht. Erst als wir uns die Fallschirme anlegten, da sahen sie, daß ich nicht gelogen hatte. Genau wie bei ihnen klappte es auch bei mir nicht mit den Traggurten und den Karabinern. Alles war uns ungewohnt. Hinten hatten wir den Fallschirm aufgeschnallt und vorn den Ersatzfallschirm. Man konnte weder sich setzen noch aufstehen,

noch umdrehen. Wie soll ich bloß da oben in der Luft mit diesem ganzen Zeug zurechtkommen? dachte ich. Ich kam mir an Händen und Füßen gefesselt vor.

Schon von Kindheit an wartete ich nicht gern. Besonders, wenn ich wußte, daß mir irgendeine Schwierigkeit oder Gefahr bevorstand. Da war es schon besser, ihr einfach entschlossen entgegenzutreten. Daher freute ich mich sehr, als unser Instrukteur gleich nach dem ersten Sprung rief: „Gagarin zum Flugzeug!“

Mir schnürte es fast die Kehle zu. Schließlich war das ja mein erster Flug, den ich mit einem Fallschirmabsprung abschließen mußte. Ich weiß nicht mehr, wie wir starteten und wie es war, als die Maschine dann die angegebene Höhe erreicht hatte. Ich sehe nur noch, wie der Instrukteur mir durch ein Zeichen mit der Hand bedeutete, auf die Tragfläche zu klettern. Nun, irgendwie kam ich aus der Kabine heraus, stellte mich auf die Tragfläche und klammerte mich mit beiden Händen an die Griffe. Auf die Erde zu sehen war schrecklich. Sie war irgendwo dort unten, ganz, ganz weit unten. Mir war etwas unheimlich zumute.

„Mach nicht schlapp, Juri, die Mädchen sehen dich von unten“, foppte mich der Instrukteur.

„Fertig?“ fragte er mich dann.

„Fertig!“ antwortete ich.

„Nun, dann los!“

Ich stieß mich von der rauhen Kante des Flugzeuges ab, wie ich es gelernt hatte, und stürzte hinunter wie in einen Abgrund. Ich riß an dem Ring, aber der Fallschirm ging nicht auf. Ich wollte schreien, aber konnte nicht, denn der Luftzug verschlug mir den Atem. Unwillkürlich wollte ich natürlich am Ring des Ersatzfallschirms ziehen. Wo war er nur? Wo? Da gab es auf einmal einen heftigen Ruck, und dann war Totenstille. Ich schaukelte leicht in der Luft unter der weißen Kuppel des Fallschirms hin und her. Er war natürlich rechtzeitig aufgegangen. Ich hatte zu früh an den

Ersatzfallschirm gedacht. So erteilte mir die Luftfahrt schon die erste Lehre: Wenn du in der Luft bist, zweifle nicht an der Technik und fasse keine voreiligen Entschlüsse.

Es verging eine Minute. Ich lauschte in mich hinein. Alles war in Ordnung, das Herz arbeitete normal, sein Schlagen erschien mir nicht lauter als das Ticken meiner Armbanduhr.

Nach mir war das Mädchen ins Flugzeug gestiegen, das im Auto über mich gespottet hatte. Auf der Erde war sie zwar forsch und lebhaft gewesen, aber in der Luft bekam sie Angst. Sie war auf die Tragfläche gestiegen, erschrak und kam weder vorwärts noch zurück. So brachte sie der Instrukteur wieder mit. Niemand lachte über sie. Das konnte beim erstenmal jedem passieren.

Als die Sprünge vorbei waren, fragte mich unser Instrukteur: „Willst du mit mir mit der ‚JAK‘ fliegen?“

Wie sollte ich da nicht zusagen? Ich setzte mich mit ihm in die Maschine. Martjanow forderte mich auf, auf die Erde zu schauen, mich nach ihr zu orientieren und die Höhe zu bestimmen. Aber wie sollte ich mich da orientieren? Die Augen verloren sich in der Weite, der Atem stockte, und ich verstand nicht ganz, was mit mir passierte. Aber wie schon oft, so fand ich mich auch hier schnell mit meiner neuen Lage ab und beobachtete die Erde aus der Vogelperspektive: Wie schön und prächtig ist doch unsere Erde, wenn man sie von oben betrachtet! Bäume und Sträucher scheinen nicht höher als das Gras zu sein, als große Stücke leuchten die schwarzen, ungepflügten Kolchosfelder, alle Feldwege sind zu sehen, deutlich erkennt man auch die kleinen Pfade, die Kuhherden und die Hirten, die den Kopf zum Himmel erheben. Einstmals war auch ich einer von ihnen, mit zerschundenen Knien, häufig auch mit zerschlagener Nase und träumte von märchenhaften Flügeln, eilte wissensdurstig durch unbekannte Gefilde, und jetzt, jetzt fliege ich, und dieses Flugzeug macht mich stolz, gibt meinem Leben einen Sinn.

Wir beschrieben einen Kreis, und dann zeigte mir Martjanow Figuren der hohen Fliegerschule.

„Das ist eine Kurve“, sagte er mir über den Bordfunk.

„Und das ist eine Nesterow-Schleife.“

Er machte mit dem Flugzeug solche Späße, daß ich sofort zur Erde zurückwollte. Aber Martjanow setzte seine Ornamentfliegerei fort. Ich verstand nicht, weshalb er mich mit dieser Figurenkaskade zu betäuben versuchte. Er aber mußte das machen, um gleich beim erstenmal zu sehen, ob einmal ein richtiger Flieger aus mir werden würde oder nicht. Er schien eine gute Meinung von mir zu haben, denn als wir wieder gelandet waren, zeigte er ein zufriedenes Gesicht.

„Nun, wie ist es, fliegen wir morgen wieder?“ interessierte er sich und sah mir forschend in die Augen.

„Ich bin bereit zu fliegen, und wenn es Tag und Nacht geht“, brachte ich heraus. Vielleicht klang dieser Satz etwas prahlerisch, aber ich hatte ihn aus ganzem Herzen gesagt.

„Gefällt dir das Fliegen?“ fragte er.

Ich schwieg. Worte wären ohne Kraft gewesen, nur Musik hätte das freudige Gefühl des Fluges wiedergeben können.

Einige Tage später wurden im Technikum die Diplomarbeiten verteidigt. Meine Arbeit hatte ich gut gemacht, und so erhielt ich das Diplom über die Absolvierung des Industrietechnikums von Saratow mit der Note „ausgezeichnet“. Die staatliche Prüfungskommission erkannte mir die Qualifikation eines Gießereitechnikers zu. Ein schwieriger Lebensabschnitt lag hinter mir. Ich hätte jetzt in die Produktion gehen oder weiterstudieren können. Ich stand am Scheidewege. Durch nichts war ich gebunden. Den Eltern halfen der älteste Bruder und die Schwester. Und eine eigene Familie hatte ich noch nicht. Wohin ich wollte, dahin hätte ich fahren können. In unserem Lande gab es viel zu tun. Die Genossen fuhren nach allen Richtungen, dieser nach Magnitogorsk, jener in den Donbaß und ein anderer in den Fernen Osten. Ich hatte mich mit vielen Menschen angefreundet und mich

daran gewöhnt, im Kollektiv, in der Gemeinschaft zu leben, niemals hatte ich bisher ein eigenes Zimmer.

Meine Kameraden fuhren alle fort, aber ich konnte mich irgendwie nicht losreißen. Zu fest war ich schon mit dem Flugplatz von Saratow verwurzelt. Obwohl ich erst einmal in der Luft gewesen war, konnte ich einfach das einmal Begonnene nicht lassen. Als es dann im Fliegerklub hieß, daß wir in den nächsten Tagen ins Lager fahren würden, war ich gleich bereit, mitzufahren.

Im Lager, gleich neben dem Flugplatz, begann ein heißer, interessanter Sommer. Fast jeden Tag wurde geflogen. Dmitri Pawlowitsch führte unsere Gruppe. Wir flogen mit der „JAK-18“, einer guten Lehrmaschine, die uns wie ein Schlachtflugzeug vorkam. Es war ein sehr manövrierfähiges und leicht zu steuerndes Flugzeug. Unser Instrukteur war trotz seiner Jugend streng und verlangte viel. „Die Fliegerei“, sagte er, „verzeiht nicht den geringsten Fehler. Jeden Fehlgriß in der Luft kann man mit dem Leben bezahlen.“

Sehr eingehend brachte er uns die Grundlagen der Fliegerei bei, ohne die ein moderner Flieger nicht auskommt. Er forderte, daß jede Aufgabe mit äußerster Genauigkeit ausgeführt wurde. Die Geschwindigkeit mußten wir bis auf einen Kilometer, die vorgegebene Flughöhe bis auf einen Meter und den vorgegebenen Kurs bis auf einen halben Grad einhalten.

Einigen schien diese Pedanterie des Instrukteurs überflüssig. Er aber hatte natürlich recht, denn die Fliegerei ist auf mathematischen Berechnungen aufgebaut und duldet keine Mißachtung von „Kleinigkeiten“ und keine Zerstreutheit in der Luft.

„Man muß gut fliegen“, wiederholte Dmitri Pawlowitsch immer wieder, wenn er mit den Lehrgangsteilnehmern über die kleinen Abweichungen von der Aufgabe sprach.

Martjanow war ein sehr guter Fluglehrer, aber er war nicht im Krieg gewesen. Uns interessierte das Verhalten des Fliegers im Kampf. Wir hatten die Bücher von Alexander Pokryschkin und Iwan Koshedub über ihre Luftkämpfe gelesen. Wir wollten ja nicht einfach Flieger, sondern Militärflieger und unbedingt Jagdflieger werden. Wir wußten, daß der Mensch im Kampfe Hindernisse zu überwinden hat. Wir teilten unsere Liebe und Verehrung gegenüber unseren ersten Lehrern in der Fliegerschule zwischen Martjanow und dem Kettenkommandeur, Held der Sowjetunion Sergej Iwanowitsch Safronow. Während des Krieges kämpfte er bei Stalingrad, war an der berühmten Luftschlacht im Kuban beteiligt und hatte einige „Junkers“ und „Messerschmitts“ im Bogen von Kursk abgeschossen. Nachdem er Hauptmann geworden war, wurde er 1943 mit dem Goldenen Stern ausgezeichnet. Sein Leben zeigte uns zukünftigen Piloten, wie sich ein echter Sowjetmensch und ein richtiger Flieger herausbildet. Wir lauschten ihm immer sehr aufmerksam, denn vor uns stand ein sowjetisches As, ein Träger berühmter Traditionen unserer Kampfaviation. Er arbeitete viel mit uns und lehrte uns genau wie Martjanow die Kunst des Fliegens.

Eines Tages versammelten wir uns im Schatten eines weit ausladenden Baumes, und beim Rauschen der Blätter sagte Sergej Iwanowitsch: „Ein starker Wille ist keine angeborene Eigenschaft des Menschen. Der starke Wille kann und muß anerzogen werden.“ Aus all dem zogen wir für uns den Schluß: Wille ist eine Anstrengung, eine Anspannung aller moralischen und körperlichen Kräfte eines Menschen, ist Energie und Hartnäckigkeit bei der Erreichung eines gesteckten Zieles.

Der Leiter unseres Fliegerklubs war Held der Sowjetunion. Das wirkte sich natürlich auf unsere Erziehung aus.

In einer Rede auf einer Komsomolversammlung erläuterte er uns, was Wille bedeutet: Das sei vor allem das Vermögen,

sein Verhalten zu lenken, sein Vorgehen zu kontrollieren und die Fähigkeit, Schwierigkeiten zu überwinden und mit möglichst geringem Kraftaufwand Aufgaben zu erfüllen.

Ich erinnere mich noch, daß an diesem Tage scheußliches Wetter war. Es goß in Strömen, und im Zimmer war Dämmerung. Wir aber lauschten ihm wie verzaubert.

„Ein Mensch mit starkem Willen zeichnet sich durch Organisation aus, ist diszipliniert und nutzt jede Stunde“, so beendete der Chef des Fliegerklubs seinen Vortrag.

Sich gegenüber so verdienten Menschen wie Sergej Iwanowitsch Safronow oder Grigori Kirilowitsch Deneszenko etwas zuschulden kommen zu lassen oder von ihnen einen Verweis zu erhalten, war einfach unmöglich. Wäre mir so etwas passiert, ich wäre wohl vor Scham vergangen, zumal ich der Komsomolorganisator einer Abteilung des Fliegerklubs und der Älteste der Gruppe war. Wir bemühten uns, es ihnen in allem nachzumachen, sogar in der Art, wie sie sich gaben. Die Goldenen Sterne an ihrem Rock waren der Traum eines jeden. Darüber wurde aber nicht laut gesprochen. Sie waren für uns genauso unerreichbar wie die richtigen Sterne.

Viele meiner Kameraden erzogen sich zu einem starken Willen: Sie hörten auf zu rauchen, nährten sich spartanisch und führten Tagebuch, denn das tägliche Führen von Tagebüchern erfordert Willensanstrengung. So kam der Juli heran. Die Tage waren glühend heiß und die Nächte schwül.

Eines Abends ging ich mit unserem Instrukteur an die Maschine. Er aber setzte sich nicht mit hinein. „Fliegst allein, im Kreis herum“, sagte er zu mir.

Obwohl ich schon eine Woche lang auf diese Worte gewartet hatte, erbebt mein Herz. Oftmals war ich in letzter Zeit selbständig gestartet und gelandet. Aber immer war ja jemand hinter mir, der durch sein Eingreifen einen Fehler korrigieren konnte. Jetzt mußte ich mich ganz auf mich selbst verlassen.

Ich rollte mit dem Flugzeug zur Startbahn, gab Gas, hob das Leitwerk des Flugzeuges an, und die Maschine löste sich zügig von der Erde.

Ein schwer wiederzugebendes Gefühl von Begeisterung erfaßte mich. Ich fliege! Ich fliege selbst! Nur den Fliegern ist der Augenblick des ersten richtigen Fluges verständlich. Jetzt steuerte ich das Flugzeug, wohingegen ich früher niemals davon überzeugt war, daß ich das wirklich allein tat, und daß mir der Instrukteur dabei nicht half. Ich schlüpfte in das Flugzeug so ähnlich, wie ein Reiter ein Pferd während des Sprunges besteigt. Alle seine Teile wurden meinem Willen unterworfen. Die Maschine ordnete sich meinem Wunsche unter und tat das, was ich wollte. Ich flog einmal um den Flugplatz und landete dann genau an der vorgeschriebenen Stelle. Meine Stimmung war ausgezeichnet. Ich freute mich sehr. Aber wie man es so macht, tat ich, als sei nichts Besonderes gewesen. Ganz ruhig meldete ich: „Befehl ausgeführt!“

„Bist ein Prachtker!“, sagte der Instrukteur, „gratuliere . . .“

Am nächsten Tag erzählten mir die anderen: „Weißt du, von dir haben sie in der Zeitung geschrieben.“

Auf dem Flugplatz war keine Zeitung aufzutreiben, ich bekam sie erst eine Woche später in der Stadt. Es standen nur ein paar Zeilen über meinen Flug darin, mein Name wurde genannt, und ein Bild von mir war auch abgedruckt: Ich sitze in der Kabine, hebe die Hand und bitte um Starterlaubnis. Wann diese Aufnahme gemacht wurde und wer die Zeitungsnotiz geschrieben hatte, wußte ich nicht. Wahrscheinlich hatte dies alles unser Instrukteur organisiert.

Das erste Lob in der Presse bedeutet viel im Leben eines Menschen. Ich freute mich zwar, meinen Namen gedruckt in der Zeitung zu sehen, aber irgendwie war es mir vor den anderen peinlich, daß gerade über mich geschrieben wurde. Ich schickte die Zeitung nach Hause, und meine Mutter



In Ljuberzy lernte Juri Gagarin Stablgießer



*Der erste Kosmonaut (Mitte) als Schüler
des Industrie-Technikums von Saratow*



Offiziersschüler in Orenburg



Dem Flug in den Kosmos ging ein anstrengendes Training voraus



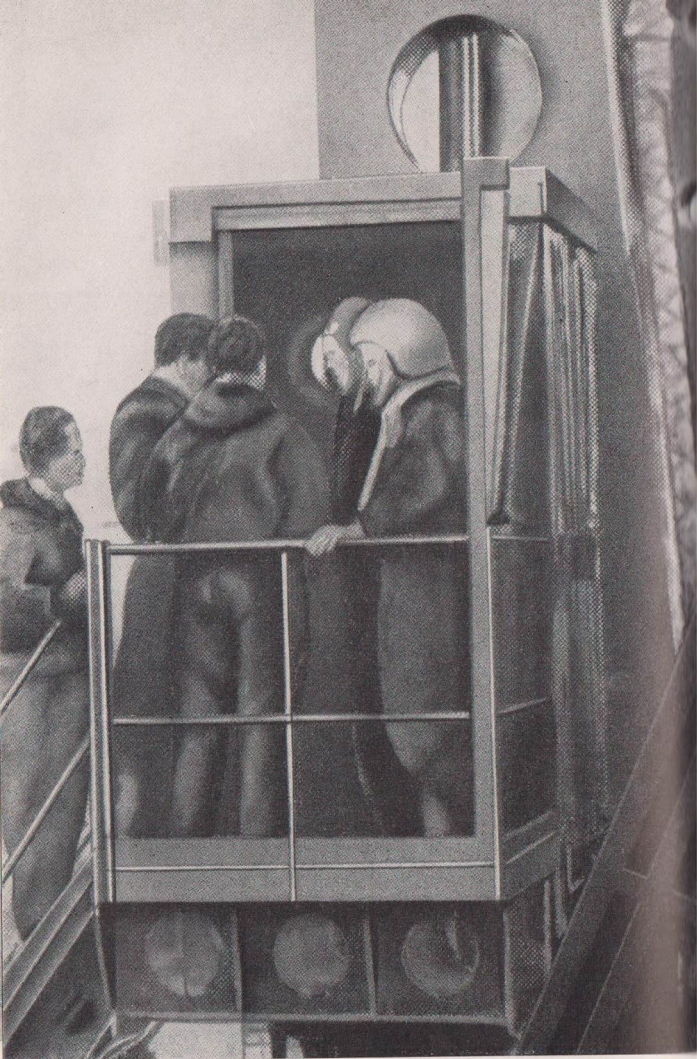
Juni 1960: Urlaub mit der Familie bei Verwandten in Khasma



Juri Gagarin mit seinem Töchterchen Lenotschka



Auf der Fahrt zum Startplatz des Weltraumschiffes „Wostok“



Ein Lift bringt den ersten Kosmonauten
in die Druckkabine des Raumschiffes

schrieb im Antwortbrief: „Wir sind stolz auf dich, Junge. Aber paß auf und werde nicht überheblich!“

Die Flüge wurden immer interessanter. Unser Instrukteur Martjanow schickte mich und die anderen Kameraden, die bereits selbständig fliegen konnten, schon zum Streckenfliegen. Wir lernten Steilkurven, Abtrudeln über die Flügel, Halbschleifen, die Nesterow-Schleife und „Fässer“. Alles ging normal, mit jedem Tag wurden wir sicherer in der Luft. Unser Fliegen fand die Zustimmung unseres Instrukteurs und auch unseres Kommandeurs. Allmählich wurden wir zu „Menschen mit Flügeln“. Ich lernte auf einer „JAK-18“ fliegen, aber mir war klar, daß ich noch viel, viel lernen mußte, bis ich so weit sein würde wie unsere Lehrer, wie alle die Piloten, auf die unser Land mit Recht stolz ist.

Die Militärflugzeuge zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Wir lasen von der Schallmauer, von Jagdflugzeugen mit Überschallgeschwindigkeit und modernsten Radargeräten. Ich brannte darauf, Jagdflieger zu werden. Aber das sagte ich niemandem, nicht einmal meinen besten Freunden. Bisher hatten sich alle meine Wünsche erfüllt. Wird auch dieser Wunsch in Erfüllung gehen?

Zu dieser Zeit gab es in unserem Klub Diskussionen über die Notizen des amerikanischen Testpiloten Jim Collins. Das Buch ging damals von Hand zu Hand und rief eine Flut von widersprüchlichen Urteilen hervor. Die einen waren begeistert von den ungewöhnlichen Situationen, in die der Autor geriet, die anderen behaupteten, er übertreibe.

Und was sagte der Instrukteur?

Wir drängten uns um den Genossen Martjanow. Der Wind, der über den Flugplatz strich, spielte mit den Haaren, die uns aus dem Sturzhelm hervorstanden, und strich über unsere sonnenverbrannten Gesichter.

Ich hatte dieses Buch ebenfalls gelesen und war von mehreren Kapiteln begeistert. Gleichzeitig jedoch rief das Buch bei mir, der die Arbeit eines Testpiloten vorerst nur vom

Hörensagen kannte, ein etwas seltsames Gefühl hervor. Und als mich unser Instrukteur, der mich mit den Augen gesucht hatte, um meine Meinung bat, sagte ich: „Collins wurde meiner Meinung nach von einem besonderen Fluch der Einsamkeit verfolgt. Seine Gedanken waren nur auf Dollars gerichtet. Er wollte nur verdienen, und das um jeden Preis . . .“

„Juri hat recht“, pflichtete mir der Instrukteur bei. Die kapitalistische Wirklichkeit schuf für den Autor des Buches die Atmosphäre des Hasardspieles mit dem Leben, das bei der Profitjagd der Luftfahrtgesellschaften bei jedem beliebigen Flug vernichtet werden konnte.

Kann es so etwas in unserem Lande geben, in dem das wichtigste die Sorge um den Menschen ist, fragten wir uns. Wir wußten sehr gut, daß jede neue Sache, die noch dazu mit der Erprobung der Technik verbunden ist, stets ein Risiko in sich birgt. Wie konnte aber von einer Einsamkeit eines sowjetischen Testfliegers die Rede sein, wenn hinter ihm solche Kräfte standen wie die Partei und die schöpferische Arbeit unseres gesamten Volkes? Mit noch größerer Klarheit fühlte ich das einige Jahre später, als ich mich für den Flug in den Kosmos vorbereitete und ihn schließlich mit dem Raumschiff „Wostok“ durchführte. Jedoch über die Gefühle, die während des Fluges um die Erde auf mich einströmten, über die Eindrücke, die ich von dem Flug um die Erde mitbrachte, werde ich später berichten. Damals, im Fliegerklub, konnte ich von solch einem Flug nicht einmal träumen. Damals bestand das Hauptziel darin, die „JAK-18“ beherrschen zu lernen.

Ohne daß wir es merkten, kam der Herbst heran und damit die Zeit der Abschlußprüfungen. Wieder Prüfungen, das wievielte Mal schon? Aber auch jetzt bestand ich sie: Flugzeug „JAK-18“ mit „ausgezeichnet“, Motor – „ausgezeichnet“, Flugzeugführung – „ausgezeichnet“, Aerodynamik – „ausgezeichnet“, allgemeine Bewertung der Prüfungskom-

mission – „ausgezeichnet“. Diese guten Noten bekam ich dank der hartnäckigen Arbeit, die unser Instrukteur Martjanow und alle anderen Spezialisten des Klubs mit uns durchführten.

Nach der Prüfung gingen wir alle an unsere Maschine. Wir wollten noch einmal zum Abschied ihre Tragflächen berühren, in der Kabine sitzen und die Geräte betrachten. Niemand wußte, auf welchen Flugzeugen zu fliegen uns noch bevorstand. Aber diese alte „JAK-18“, mit der wir so viel erlebt hatten, war uns lieb und teuer geworden.

Einige Mitglieder unseres Klubs gingen zur zivilen Luftfahrt. Sie reizten die weiten Flüge über das Heimatland und die Auslandsflüge, denn die Luftverbindungen der „Aeroflot“ reichen in viele Länder der Welt. Manch einer ging auch zur Spezialluftfahrt, die im Dienste der Landwirtschaft, der Medizin und auch der Geologie steht.

Ich wollte Jagdflieger werden. Warum? Vielleicht, weil mir die Erinnerungen an die beiden Flieger, die ich während des Krieges in meinem Dorf gesehen hatte, keine Ruhe ließen. Wahrscheinlich hatten sie mir schon damals die Liebe zu den Luftstreitkräften ins Herz gelegt. Mir gefielen die militärische Disziplin und die Militäruniform. Ich wollte ein Verteidiger der Heimat werden. Der Artikel 132 der Verfassung unseres Staates, in dem es heißt, daß der Militärdienst eine Ehrenpflicht jedes Bürgers der Sowjetunion ist, rief mich in die Reihen unserer bewaffneten Streitkräfte.

Man schickte mich zur Fliegerschule nach Orenburg. Ich fuhr nicht allein, sondern mit einigen Freunden. Sie alle waren kühne und geschickte Burschen, die zu den entschlossensten Taten fähig waren. Alle waren sie in die Fliegerei verliebt.

Unser Instrukteur begleitete uns. „Die Zukunft gehört eurer Generation“, sagte er zum Abschied und drückte uns fest

die Hände, „ihr fliegt noch einmal mit Maschinen, von denen wir noch nicht einmal zu träumen wagen.“

Es tat mir leid, von Saratow, von der Wolga, von meinem früheren Traum, Gießereitechniker zu werden, und von einem so guten Lehrer wie Martjanow Abschied zu nehmen. Aber was sollte ich tun? Der Zug brachte mich meinem neuen Traum, Jagdflieger zu werden, näher.

Auch Koshedub, Pokryschkin und Maresjew waren Jagdflieger. Argwöhnisch, gleichsam von der Seite, beobachtete ich meinen Charakter, meine Eigenschaften und Kenntnisse: Kann ich alles das erreichen, was ich will? Ich gab mir die Antwort: Ich kann es!

Orenburg, ein Städtchen in der Steppe, empfing uns fröhlich. Die Stadt sah so aus, wie sie uns Martjanow beschrieben hatte, der hier das Suworow-Institut absolviert hatte. Gerade, glatte Straßen, niedrige Häuser, Gärten. In den Markthallen ein Überfluß an landwirtschaftlichen Erzeugnissen, in den Straßen Pferde und Kamele. Mit einem Wort, eine Stadt, etwas kleiner als Saratow, mit dem strengen Kolorit des Urals. Das Gebäude des Militärinstituts, in dem wir studieren sollten, stand am steilen Ufer des Urals. Es verschmolz mit der Landschaft und fügte sich in die unendliche Weite ein. Vom Fenster aus konnten wir den wunderbaren Laubwald des Urals und die blauen Weiten der Steppe erkennen. Von dort vernahmen wir den Lärm der Flugzeugmotoren. Auf dem Flugplatz sprudelte das Leben, zu dem wir uns so hingezogen fühlten.

Im Hauptgebäude hingen an den Wänden, eingerahmt von Eichenlaub und Gardebändern, die Porträts berühmter Flieger, die das Institut absolviert hatten: Michail Gromow, Andrej Jumarschew, Anatoli Serow . . . Es waren über hundertdreißig Fotos von Helden der Sowjetunion, die hier auf dem weiträumigen Flugplatz von Orenburg fliegen gelernt

hatten. Aufmerksam betrachteten wir die so verschiedenen, aber stets von Mut zeugenden Gesichter und erinnerten uns daran, wer welche Tat zum Ruhme der Heimat vollbracht hatte. Unter ihnen waren auch die, die als erste Weitflüge über unser Land unternahmen, und diejenigen, die nach dem größten Flieger seiner Zeit, Waleri Pawlowitsch Tschkalow, den Weg über den Nordpol nach Amerika bahnten. Es waren auch die sowjetischen „Asse“ vertreten, die in den Kämpfen während des Großen Vaterländischen Krieges beispiellose Heldentaten vollbrachten. Diese Galerie erinnerte mich an die Galerie der Helden des Jahres 1812, die ich vor einigen Jahren im Winterpalais gesehen hatte, jedoch waren dort nur Generale, und hier waren auch Leutnants darunter.

Wir sollten mit Düsenflugzeugen fliegen lernen. Sie gehörten zum Alltag der sowjetischen Luftfahrt.

Mit Interesse erfuhren wir, daß Grigori Jakowlewitsch Bachtschiwandshi, der Sohn eines Maschinenschlossers, der selbst auch Arbeiter war und bereits Anfang des Jahres 1942 ein Düsenflugzeug dem Himmel entgegensteuerte, ebenfalls hier in Orenburg ausgebildet worden war. Unter seinem Porträt wurde die Tat beschrieben und berichtet, wie die Arbeiter der Flugzeugwerke, die das Düsenflugzeug bauten, den Testflieger empfangen hatten. Sie warfen ihn in die Luft, umarmten ihn und drückten ihm die Hände. All das geschah neben einem Plakat, auf dem die Worte standen: „Gruß dem Hauptmann Bachtschiwandshi – dem ersten Piloten, der einen Flug in die Zukunft vollbrachte.“ Von solchen Flügen und von Düsenflugzeugen träumte schon K. I. Ziolkowski. Diese neue Ära war jetzt bereits angebrochen, und uns, den zukünftigen Flugschülern, war es vorbehalten, diese großartige Sache fortzusetzen und zu entwickeln, die bereits in den Kriegsjahren von einem kühnen, sowjetischen Piloten begonnen worden war. Als wir sein bartloses, junges Gesicht betrachteten, fühlte sich jeder von

uns als „Regimentskamerad“ dieses hervorragenden Piloten.

Irgend jemand unserer Gruppe sagte bedauernd: „Alles hat man schon vor uns vollbracht, Jungs. Man hat den Krieg gewonnen und eine neue Ära in der Luftfahrt eröffnet.“

Ich antwortete nicht darauf. Meine Meinung war, daß es im Sowjetland stets Möglichkeiten gab und gibt, eine Heldentat zu vollbringen. Die Beispiele brauchte man nicht zu suchen. Es genügte, jede beliebige Nummer der „Prawda“ in die Hand zu nehmen, um sich davon zu überzeugen, daß das Volk buchstäblich jeden Tag Heldentaten bei der Arbeit vollbrachte, daß es ständig neue Erfolge beim sozialistischen Aufbau errang. In jenen Tagen wurde der erste Abschnitt der Erdölraffinerie von Omsk in Betrieb genommen, die Werktätigen der Landwirtschaft des Stalingrader Gebiets lieferten dem Staat doppelt soviel Getreide ab, wie im Plan vorgesehen war, an der Narwa wurde ein Wasserkraftwerk erbaut, das erste Aggregat des Wasserkraftwerkes von Kachowka lieferte Industriestrom, der Stadt Sewastopol wurde der Rotbanner-Orden überreicht, die Brigade des Baggerführers Michail Jewez förderte beim Bau des Kraftwerkes von Kuibyschew 1,8 Millionen Kubikmeter Erdreich, es erschien das Buch von Terenti Malzew „Fragen des Ackerbaus“, und Wladimir Kuz stellte einen neuen Weltrekord im Fünftausendmeterlauf auf. Jeder Tag brachte etwas Neues, Bedeutsames und Erregendes, das zum Nachdenken anregte. In jenen Tagen las ich in der „Prawda“ das Gespräch mit dem Akademiemitglied L. I. Sedow über Weltraumflüge. Diesen Artikel habe ich mir ausgeschnitten.

Bald begannen die Aufnahmeprüfungen. Ich brauchte keine Prüfung abzulegen, da ich ein Diplom über die Absolvierung des Technikums mit Auszeichnung hatte, auch der Fliegerklub hatte mir eine gute Beurteilung mitgegeben. Die ganze

Zeit war ich mit den anderen zusammen, half ihnen in Physik und Mathematik. Es wurden sehr hohe Anforderungen gestellt, und mehr als die Hälfte der mit mir Angekommenen wurden abgewiesen, entweder schon vor den Prüfungen durch die Ärztekommision oder aber, weil sie die Prüfungen in den theoretischen Fächern nicht bestanden.

„Im nächsten Jahr kommen wir wieder her“, sagten einige von ihnen, „und dann werden wir euch einholen.“

Tatsächlich hatten einige dieser Jungs nach einem Jahr, als wir bereits begannen mit der „MIG“ zu fliegen, durch eine geradezu beneidenswerte Hartnäckigkeit ihr Ziel erreicht und waren als Fliegerschüler aufgenommen worden. Hartnäckigkeit bei der Erreichung des gesteckten Zieles ist ein Zug, der unsere Jugend auszeichnet. Menschen, die leidenschaftlich gern Flieger werden wollen, werden es auch unbedingt.

Jetzt begann also mein Leben als Soldat. Wir Rekruten wurden alle kahlgeschoren und erhielten unsere Uniform. Auf den Schultern hatten wir Fliegerschüler blaue Achselstücke mit Flügeln. Genau wie die anderen konnte auch ich kaum meine Augen von ihnen wenden, war stolz und freute mich, nun zur großen Familie der Sowjetarmee zu gehören. In der Fliegerschule herrschte das lustige Leben junger, gesunder Menschen, die einem Ziel zustreben.

Wir wurden in Geschwader, Ketten und Besatzungen aufgeteilt. Ich kam in das Geschwader, dessen Kommandeur Oberstleutnant Goworun war, die Kette befehligte Major Owsjannikow und die Besatzung Oberleutnant Kolesnikow. Das waren meine ersten Kommandeure. Wenn wir uns an sie wandten, so durften wir sie nicht, wie wir es bisher gewohnt waren, mit Vor- und Vatersnamen anreden, sondern mußten ihren militärischen Rang und den Familiennamen nennen. In der ersten Zeit schien uns das seltsam. Jedoch gewöhnten wir uns schnell an diese militärische Ordnung. Alles wurde nun von der Dienstvorschrift geregelt: Für ein

Versehen gab es eine Mißbilligung, für guten Dienst ein Lob und für Kühnheit eine Auszeichnung.

Unsere Bekanntschaft mit Militärmaschinen begann mit dem Unterricht nach dem „Lehrplan für den jungen Kämpfer“. Der Kommandeur unseres Zuges war ein strenger Mensch, der viel verlangte. Er machte sich gleich daran, wie er sich selbst ausdrückte, den „Zivilstaub“ aus uns herauszuschütteln und uns Disziplin beizubringen. Schwer war es am Anfang, besonders für jene, die direkt von der Oberschule gekommen waren. Für mich war es bedeutend leichter, da ich während meiner ganzen Jugend in Wohnheimen gelebt hatte, wo es zwar keine Dienstvorschrift gab, wo aber doch auch eine bestimmte Tageseinteilung beachtet werden mußte.

Seit meiner Kindheit liebte ich die Armee, und nun war ich selbst Soldat geworden. So recht nach meinem Herzen waren das Antreten, die Ordnung, die Meldungen in Habachtstellung, die Soldatenlieder und die scharfe, langgezogene Stimme des Soldaten vom Stubendienst, der frühmorgens zum Aufstehen rief. Mir gefielen die Leibesübungen, das Waschen mit kaltem Wasser, das Bettenmachen und das Verlassen der Kaserne zum Frühstück.

Über die feierliche Vereidigung berichtete ich nach Hause. Ich schrieb meinen Eltern, was mich bewegt hatte, als ich das Gelöbnis ablegte. Alle Kameraden waren in feierlicher Stimmung.

Mit Feuereifer gingen wir an das Studium der theoretischen Disziplinen. Von Anfang an fanden wir Gefallen an den Fächern „Gerät“ und „Flugtheorie“, in denen Ingenieur-Oberstleutnant Kodner unterrichtete.

Eine sehr interessante, ganz neue Welt eröffnete uns der Lehrer für Taktik, Hauptmann Romanow – ein Mann mit so dichtem Kraushaar wie Puschkin. Was wir nur vom Hörensagen kannten, die Luftkampfformel „Höhe, Geschwindigkeit, Manöver, Feuer“, die die Männer von Alexander

Pokryschkins Geschwader bei der berühmten Schlacht am Kuban entwickelt und angewandt hatten, die Sturmangriffe des zweifachen Helden der Sowjetunion Talgat Begeldinow, die Operationen der Sturzbomber General Iwan Polbins, das alles gewann jetzt in Hauptmann Romanows Vorlesungen Leben. Es wurde sichtbar in den schematischen Darstellungen, durch die er seinen Unterricht anschaulich vervollständigte. Wir erhielten klare Vorstellungen davon, wie man einen Luftkampf in den Vertikalen und in den Horizontalen führen muß. Wir lernten, wie wichtig es ist, daß der Kommandeur und seine Leute gut aufeinander eingeflogen sind. Wir wurden uns darüber klar, daß der heutige Luftkampf ein Gruppenkampf ist, in dem jeder Flieger dem Kameraden zur Seite stehen muß, in dem der kollektive Siegeswille ein entscheidender Faktor ist.

Im Anschluß an den taktischen Unterricht gab es zwischen uns Fliegerschülern gewöhnlich lebhafte Debatten. Jeder hatte seinen Lieblingshelden. Der eine hatte eine Vorliebe für Sergej Luganski, der andere für die Brüder Glinka oder für Pjotr Pokryschew. Soviel Fliegerschüler, soviel Namen. Wir interessierten uns für die Bomber, die im ersten Kriegsjahr nach Berlin geflogen waren, für die Kampfflugzeuge, die die Panzerkolonnen im Kursker Bogen angegriffen hatten, für die Aufklärer, die ganz allein weit in den Rücken des Feindes vorstießen, für die Besatzungen des Frauenregiments, die die Landungstruppen bei Kertsch unterstützt hatten, und natürlich auch für die Transportflieger, die den Partisanen in den Brjansker Wäldern und in den Karpaten Munition abwarfen.

„Aber das alles ist ja schon Geschichte, allerdings Geschichte der jüngsten Zeit, aber doch Geschichte“, meinten ein paar Kameraden, „heute ist die Technik eine andere, und die Menschen sind andere . . .“

Hauptmann Romanow nannte diese Fliegerschüler scherzend Skeptiker und bewies ihnen an Beispielen aus dem erst kürz-

lich beendeten Koreakrieg, daß man die Grundlagen der Luftkampftechnik, die von den besten sowjetischen Fliegern in den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges erarbeitet worden waren, den Angriffsstil, an den sie sich bei den Luftkämpfen mit dem Gegner hielten, ihre Prinzipien der gegenseitigen Unterstützung und noch vieles, vieles andere, was für unsere Flieger charakteristisch ist, auch heute in der Zeit der neuen Flugzeugtechnik mit ihren Düsenmaschinen, mit Radar und den stärkeren Bordwaffen der Jagdmaschinen noch nicht abschreiben konnte.

„Die Kampferfahrungen sind blutig erkaufte worden“, sagte er. „Was infolge der technischen Weiterentwicklung veraltet ist, werden wir natürlich nicht beibehalten. Was sich aber auch noch für die Düsenmaschinen von Nutzen erweist, müssen wir auf jede Weise entwickeln.“

Für die schöpferische Vervollkommenung aller bisherigen Errungenschaften unserer Fliegerei sprachen sich auch andere Lehrer unserer Schule aus. Während des vielseitigen theoretischen Unterrichts hielten sie uns dazu an, uns nicht nur die bereits gültigen Begriffe und Erkenntnisse anzueignen, sondern auch kritisch zu denken und gegebenenfalls neue Lösungen zu suchen. Natürlich waren noch keine großartigen „Denker“ unter uns, wir fingen gerade erst an, Angehörige der Luftstreitkräfte zu sein, ja, wir hatten noch nicht einmal versucht, eine Düsenmaschine zu fliegen, doch schon allein die Tatsache, daß die Offiziere und Lehrer in uns ihre Ablösung sahen und uns sagten, daß es eben uns, den jungen Fliegern, bestimmt sei, die sowjetische Fliegerei weiterzuentwickeln, stärkte unser Selbstbewußtsein. Wir wollten alle, unserer künftigen Aufgabe bewußt, im Lernen unser Bestes leisten, um die Sache, der wir uns verschrieben hatten, sobald wie möglich zu meistern.

Der Frühling kam, und neben der theoretischen Ausbildung begannen jetzt für unsere Staffel die Lehrflüge. Die Kameraden, die zum erstenmal fliegen sollten, freuten sich. Aber

wir, die wir schon die Schule des Fliegerklubs hinter uns hatten, waren verdrossen, denn es war wieder die „JAK-18“ zu fliegen. Allerdings nicht mit Rädern, sondern – solange der Schnee noch nicht weggetaut war – mit Kufen.

Diese Flüge dauerten nicht lange. Die Schule bekam Versuchsflugzeuge – ebenfalls vom Typ „JAK-18“, aber etwas abgewandelt, mit einem Bugrad zum Abfedern der Landung, damit uns der Übergang zu den Düsenmaschinen mit ihrem dreirädrigen Fahrwerk später leichter fiel. Wir flogen viel, aber ehrlich gesagt, das neue Flugzeug gefiel uns nicht besonders. Es war recht schwerfällig, es fehlte ihm, wie die Flieger sagen, „Kraft“, es hatte einen ziemlich schwachen Motor. Und beim Kunstflug geriet es zu oft ins Trudeln, allerdings ließ es sich ebenso schnell auch wieder abfangen, man brauchte nur den Steuerknüppel nachzulassen. In diesen „JAK-18“ übten wir auch Navigation – wir machten Langstreckenflüge und flogen bei jedem Wetter.

Die meisten dieser Flüge fanden im Sommerlager statt. Das Lager der fünften Staffel, dem wir angehörten, lag am schönen Ufer des Urals. Müde von der Arbeit auf dem Flugplatz und schlapp von der Hitze ging es gleich nach dem Flug ins Wasser. Der Fluß war tief und hatte eine schnelle Strömung, anders als in der Stadt. Wir bauten uns eine Badeanstalt mit Sprungtürmen und trieben in unserer Freizeit Wassersport, wir tauchten und veranstalteten Wettschwimmen. Manchmal wußten wir uns vor übermütiger Lebensfreude nicht zu lassen.

Unsere Staffel beendete als erste das Flugprogramm. Wir hatten auf einmal freie Zeit, und man gestattete uns, auf Vorschlag des Komsomolbüros in einen zweihundert Kilometer entfernten Kolchos des Bezirks Scharlyk zu fahren, um bei der Kartoffelernte zu helfen. Es war Herbst, und es war kalt und regnerisch. Aber uns machte die Arbeit Spaß. Für uns war es ganz nützlich, daß wir uns nun nach dem vielen Fliegen ein bißchen auf der Erde tummelten, und

außerdem wollten wir ja auch den Kolchosbauern helfen, ihre reiche Ernte unter Dach und Fach zu bringen. Wir wären mit Freuden auch noch weitergefahren – aufs Neuland, wo Millionen Hektar Boden urbar gemacht worden waren und auf endlos weiten Feldern der Weizen reifte. Aber uns standen nur zwei Wochen zur Verfügung, so konnten wir unseren Wunsch natürlich nicht verwirklichen.

Unsere Post wurde nicht in den Kolchos nachgeschickt, und darum hatte ich am Schluß unserer „Erntekampagne“ große Sehnsucht nach Walja. Alles gefiel mir an ihr – der Charakter, daß sie klein war, die leuchtenden braunen Augen, die kleine, ein wenig mit Sommersprossen gesprenkelte Nase.

Walja Gorjatschowa arbeitete seit dem Abgang aus der Zehnklassenschule im städtischen Telegrafamt. Wir hatten uns kennengelernt, nachdem wir Fliegerschüler „glatzköpfig“ – so sagten die Mädchen – aus der Quarantäne entlassen worden waren. Es war auf einem Tanzabend in der Schule. Sie trug ein schlichtes, blaues Kleid und war zurückhaltend und schüchtern gewesen. Ich hatte sie zum Walzer aufgefordert, seitdem bestand unsere feste Freundschaft.

Walja war ein Jahr jünger als ich. Sie war in Orenburg geboren und noch nie aus dieser Stadt herausgekommen, als ich sie kennenlernte. Ihr Vater, Iwan Stepanowitsch, war Koch im Sanatorium „Krasnaja poljana“ und ihre Mutter, Warwara Semjonowa, Hausfrau. Walja stammte aus einer großen Familie – sie hatte noch drei Brüder und drei Schwestern; sie war die jüngste und deshalb der Liebling aller Verwandten. Schon kurz nachdem ich Walja kennengelernt hatte, war ich oft bei Gorjatschows Gast. Sie kamen mir sehr herzlich entgegen. Ich weiß noch, das erstemal kam ich gleich nach dem Skilaufen, so wie ich war, im Skianzug. Warwara Semjonowa war gerade aus ihrer Heimat, aus Ka-

luga, zurückgekehrt und hatte Haselnüsse mitgebracht. Wir setzten uns zusammen an ein Tischchen, und dann ging's ans Nüsseknacken. Ich hatte starke Zähne, und Waljas Mutter staunte, wie geschickt ich die Nüsse aufbeißen konnte. Walja lachte und meinte: „Er hat sich die Zähne am Granit der Wissenschaft geschärft, immer lernt er . . .“

Dadurch kam die Rede auf meine Ausbildung, auf die Fliegerschule, und wir sprachen davon, daß auch Walja etwas lernen sollte. Die ganze Familie beratschlagte, und man einigte sich darauf, daß sie am besten eine medizinische Fachschule besuchen sollte. Das tat sie dann auch.

Es gab vieles, was Walja und mich verband – die Liebe zu den Büchern, die Leidenschaft für das Schlittschuhlaufen und die Begeisterung für das Theater. Sobald ich den Urlaubsschein in der Hand hatte, sauste ich los in die Tschitscherin-Straße zu den Gorjatschows, oft nicht allein, sondern mit Kameraden. Dort erwartete man uns schon. Ich fühlte mich bei Waljas Familie wie zu Hause. Iwan Stepanowitsch war ein großer Meister der Kochkunst, aber besonders gut gelangen ihm „Beljaschi“, die Lieblings Speisen der Uralkosaken. Wir verzehrten sie immer mit bestem Appetit. In der Schule wurde zwar auch gut gekocht, aber „Beljaschi“ standen dort nicht auf dem Speisezettel.

Nach der Kartoffelernte kehrte die Staffel in die Schule, in das Winterquartier, zurück. Trotzdem gab es noch kein Wiedersehen mit Walja, denn jetzt begann die intensive Vorbereitung auf die Oktoberparade. Im Exerzieren war ich immer gut, aber ich marschierte keineswegs in den ersten Reihen – es ging ja der Größe nach. Doch am Feiertag, als die ganze Schule durch die Straßen von Orenburg marschierte, entdeckte mich Walja dennoch; unsere Blicke trafen sich, und wir lachten uns zu.

Die Feiertage verbrachte ich mit Walja, dann fuhr ich in

Urlaub. In Gshatsk hatten sie mich noch nicht in Armeeuniform gesehen und schon gar nicht mit Sergeantenstreifen auf den Schulterstücken – ich war ja jetzt schon Helfer des Zugführers.

Und da war Gshatsk. Die Stadt war mächtig gewachsen, ich sah viele neue Häuser und schönere Straßen. Vater und Mutter waren alt geworden, mein älterer Bruder und meine Schwester unterstützten sie, so gut sie konnten. Boris, unser Jüngster, war inzwischen zu einem jungen Mann von zwanzig Jahren herangewachsen. Ich wollte so schnell wie möglich Offizier werden, um meinen alten Eltern helfen zu können, wie es meine Pflicht war.

Ich besuchte meine alte Schule, meine Lehrer und traf mich mit meinen früheren Schulkameraden, die in Gshatsk geblieben waren. Wenn ich nun auch wieder im Kreis meiner Lieben war, zog es mich doch nach Orenburg zurück – die Schule war schon ein zweites Zuhause für mich geworden, und auch der Gedanke an Walja ließ mir keine Ruhe. Meine Mutter spürte das, und einmal in der Dämmerstunde, als wir allein zu Hause waren, forschte sie liebevoll danach, woran ich immer dachte und was ich auf dem Herzen hatte. Dann kam es irgendwie ganz von selbst, daß ich der alten Regel aus der Kinderzeit, den Eltern nichts zu verbergen, gehorchte und meiner Mutter von Walja erzählte.

„Denkst du ans Heiraten?“ fragte sie.

Ich zuckte mit den Achseln. Diese Frage war noch nicht geklärt. Ich hielt nichts von Ehen, die Hals über Kopf geschlossen wurden. Und als Fliegerschüler konnte ich selbstverständlich auch noch keine Familie unterhalten.

„Wenn du liebst, dann heirate, nur muß es ein fester Bund fürs ganze Leben sein, wie bei mir und Vater“, sagte meine Mutter. „Und alle Freude und alles Leid wird mit dem andern geteilt.“

Ich war in ihren Augen mit einem Male erwachsen, sie gab mir gute Ratschläge für die Zukunft und brachte mir das Sprichwort in Erinnerung: „Ein guter Mühlstein mahlt alles, ein schlechter wird selbst zermahlen.“

Ich blieb nicht mehr lange zu Hause, schon vor Ablauf des Urlaubs war ich wieder in Orenburg. Meine Kameraden von der Staffel und die Offiziere verstanden mich auch ohne Worte, und Walja freute sich. Sie wußte, weshalb ich zurückgekommen war.

Das neue Unterrichtsjahr begann mit Veränderungen. Einige Kameraden und ich wurden jetzt der Staffel Major Belikows zugeteilt. Unsere Kette unterstand Hauptmann Penkin, einem aktiven, allem Neuen aufgeschlossenen Offizier. Ich kam zur Besatzung von Oberleutnant Anatoli Grigorjewitsch Kolossow, bei dem ich lernte, eine Düsenmaschine zu fliegen. Doch vorher mußten wir uns auch hier die notwendigen theoretischen Kenntnisse aneignen. Das Wetter war dafür günstig. Der Winter war in diesem Jahr stürmisch, die Garnison lag tief verschneit, und an Fliegen war nicht zu denken. Wir lernten die Strahltriebwerke kennen, machten uns mit den Grundlagen der Aerodynamik vertraut und eigneten uns die Gesetze des Fluges mit Überschallgeschwindigkeit an. Vieles, was wir bereits gelernt hatten, zeigte sich nun in anderem Licht: Eine andere Technik, hohe Geschwindigkeiten, große Höhen, andere Berechnungen – alles war neu und erforderte eine Umstellung.

Meine Freundschaft mit Walja wurde immer fester, es wurde Liebe. Zu meinem Geburtstag schenkte sie mir zwei Fotos: Das eine zeigte sie im weißen Schwesternkittel, das andere in einem hübschen Kleid. Auf die Rückseite dieses zweiten Fotos hatte Walja mit einer Handschrift, die der meinen sehr ähnlich war, die Worte geschrieben: Jura, denke daran, daß wir selbst unseres Glückes Schmied sind. Beuge

dich nicht vor dem Schicksal. Denke daran, daß Warten eine große Kunst ist. Bewahre dieses Gefühl für den glücklichsten Augenblick. 9. März 1957, Walja."

Walja hatte recht, wir waren wirklich selbst unseres Glückes Schmied.

Endlich kam der langersehnte Tag des ersten Flugs mit einer „MIG“. Wie schön sahen die Maschinen aus mit dem zum Schwanz abfallenden, pfeilförmigen Tragflächen, die in der Sonne funkelten. Die Flugzeuge bildeten eine Harmonie stolzer und kühner Linien, die den Neid der Architekten erregen konnten.

Hinter Kolossow stieg ich in die Führerkabine.

„Gezündet!“ meldete der Techniker.

Und dann rollte auch schon die ungeduldig bebende Maschine über die Startbahn. Im Nu zeigte der Höhenmesser fünftausend Meter an. Das war keine „JAK-18“. Wie bringt man es nur fertig, eine so schnelle Maschine mit einem so großen Aktionsradius in schwindelnder Höhe, mit beschleunigter Geschwindigkeit und viel stärkeren Bordwaffen zu fliegen? Kolossow schien die Überbelastung nicht zu spüren, sicher und meisterhaft brachte er die „MIG“ in den Flugraum und flog virtuos mehrere Figuren.

„Übernehmen Sie das Steuer“, sagte er plötzlich. Das war ein Befehl, der keine Widerrede duldete.

Ich packte den Griff und merkte sofort, das war nicht das Flugzeug, an das ich gewöhnt war. Es würde noch eine Weile dauern, bis ich imstande war, es ebenso leicht zu steuern wie ein Propellerflugzeug.

Eine harte Arbeit begann. Es folgten Lehrflüge über Lehrflüge, dann Kontrollflüge und schließlich, als der Ausbilder endgültig von meinen Kenntnissen und Fähigkeiten überzeugt war, der erste selbständige Flug mit einer „MIG“. Er verlief genauso wie der erste Flug mit der „JAK-18“. Mit

der gleichen inneren Aufregung startete ich, dann flog ich einen weiten Kreis am wolkenlosen Himmel und kehrte glücklich auf den Flugplatz zurück. Ich merkte, daß die Arbeit des Flugzeugführers mit zunehmender Fluggeschwindigkeit immer schwieriger wurde.

Alles war wie früher und doch nicht ganz so. Die schöne, bequeme und bewegliche „MIG“ hatte ich gleich in mein Herz geschlossen. Sie war leicht zu steuern und gewann rasch Höhe. Ich fühlte, wie meine Flügel gewachsen und stärker geworden waren. Zum erstenmal fühlte ich mich als ein wirklicher Pilot, der den Anschluß an die moderne Technik gefunden hat. Das gleiche empfanden auch meine Freunde, mit denen ich in die Fliegerschule gekommen war: Juri Dergunow, Walentin Slobin und Kolja Repin.

Aber wir mußten noch viel lernen, um wirkliche Piloten zu werden: Kunstflug, Streckenflug, Bedienung der Bordkanonen, Gruppenflug. Alle diese „Kunststücke“ brachte uns unser neuer Ausbilder Jadar Akbulatow bei. Er hatte Kossow abgelöst. Akbulatow hatte scharfe Augen, ihm entging nicht das geringste, was in der Luft passierte, er ließ bei uns nicht den kleinsten Fehler durchgehen. Schon beim ersten Flug merkte er, daß meine tiefen Kurven nicht ganz sauber waren. Meine vertikalen Figuren, bei denen starke Überbelastungen auftraten, lobte er aber. Mir gelangen diese Figuren, weil ich jedesmal, wenn ich in den Flugraum kam, gleichsam in einen Wettbewerb mit der Maschine trat – ich wollte sehen, was die Maschine hergab und was ich aushalten konnte! Mit einem Wort, ich holte aus der Technik alles heraus, was drin steckte. Und das ging am allerbesten bei den vertikalen Figuren.

Doch es lief nicht immer alles glatt ab. Manchmal ging auch etwas schief. Ich bin nicht sehr groß, und dieser Umstand erschwerte die Orientierung bei der Landung. Um in dem wichtigen Augenblick des Aufsetzens ein besseres Gefühl für die Erde zu haben, hatte ich mir ein besonderes Kissen

zurechtgemacht. Wenn ich darauf saß, konnte ich den Erdboden genauso sehen wie der Ausbilder. Die Landung klappte jetzt besser. Jodka Akbulatow lobte meine „Rationalisierung“.

Wie alle qualifizierten Flieger war er wortkarg, sogar verschlossen. Aber jeder Rat, den er gab, war wert, aufgezeichnet zu werden. Er lehrte uns: „Damit man sich während des Fluges richtig verhält, muß man schon vor dem Start alles sorgfältig überdenken; in der Luft muß schnell, aber vernünftig gehandelt werden.“

Er lehrte uns, den Himmel mit neuen Augen und in seiner ganzen Mannigfaltigkeit zu sehen, von den Flugzeugen sprach er mit der gleichen Schlichtheit, mit der mein Vater von Beil und Hobel sprach.

Alle diese Gespräche liefen auf eines hinaus – ein Flieger muß gut fliegen.

Etwas Unangenehmes passierte. Wir legten die Prüfung im Fach Theorie des Motors ab. Der Lehrer, A. Resnikow, gab mir eine Drei. Ich erschrak – das war die erste Drei, die ich jemals bekommen hatte, eine Strafe für allzugroßes Selbstvertrauen. Zugegeben, ich hatte die strenge Zensur verdient, manches hatte ich wirklich nicht richtig verstanden. Aber ein Flieger kommt heute ohne gründliche und solide technische Kenntnisse nicht aus. Ich wollte nicht bloß Flieger sein, sondern Flieger und Ingenieur, so wie viele Testpiloten. Die Theorie der Flugzeugmotoren, noch dazu in dem geringen Umfang, wie sie von den Fliegerschülern verlangt wurde, mußte man also in- und auswendig kennen. Fünf Tage lang saß ich hinter den Büchern, ich verzichtete auf den Ausgang und meldete mich am sechsten Tag noch einmal zur Prüfung. Der Lehrer war streng und fragte mich gründlich aus. Gewöhnlich wurde bei einer wiederholten Prüfung höchstens eine Zwei gegeben. Aber diesmal verstieß man gegen die ungeschriebene Regel und gab mir eine Eins. Ein Stein fiel mir vom Herzen.

In der ersten Zeit klappte bei uns allen das Schießen nicht, besonders, wenn mit den Bordkanonen Ziele auf der Erde beschossen werden sollten. Dabei muß die Fähigkeit, ziel-sicher zu feuern, eine der Haupteigenschaften eines Fliegers der Luftstreitkräfte und erst recht eines Jagdfliegers sein. Von einem gut gezielten Feuerstoß, der den Gegner sicher trifft, hängt oft der Sieg, die Rettung der Maschine und des eigenen Lebens ab. Jadkar Akbulatow lehrte uns geduldig, richtig anzugreifen, das Ziel mit Hilfe der modernen Visierungseinrichtungen anzupeilen und erst dann auf den Abzugknopf zu drücken, wenn wir ganz sicher waren, das Ziel zu treffen. Er führte uns immer wieder die Filmstreifen aus den mit den Maschinengewehren gekoppelten Kameras vor, die alle unsere Fehler festgehalten hatten, besprach die Fehler und erklärte uns, wie wir es besser machen könnten. Schließlich beherrschten wir die schwierige Kunst, aus der Luft zu schießen. Ich flog viel und mit Begeisterung.

Die Abschlußprüfungen rückten immer näher. Tagelang kamen wir vom Flugplatz nicht herunter. In diese Zeit fiel ein Ereignis, das die ganze Welt erschütterte, der Start des ersten sowjetischen künstlichen Erdsatelliten. Ich sehe noch ganz deutlich, wie Juri Dergunow zu den Flugzeugen gerannt kam und schrie: „Der Sputnik! Unser künstlicher Satellit kreist um die Erde!“

Mich überlief das leichte Frösteln, das ich schon kannte. Wovon die Weltpresse so viel geschrieben hatte, worüber so viel debattiert worden war – nun war es geschafft! Die Sowjetmenschen hatten in dem inoffiziellen Wettbewerb die USA überrundet, hatten als erste einen künstlichen Erdsatelliten geschaffen und mit einer mächtigen Trägerrakete auf seine Kreisbahn befördert.

Am Abend, nachdem wir vom Flugplatz zurückgekehrt wa-

ren, stürzten wir in den Lenin-Raum an das Radio und konnten nicht genug Meldungen und Reportagen über den Erstling der Raumschiffahrt zu hören bekommen. Viele wußten die wichtigsten Parameter des Fluges des Satelliten schon auswendig, seine Geschwindigkeit, die man sich kaum vorstellen konnte – achttausend Meter in der Sekunde, die Größe des Apogäums und des Perigäums, den Neigungswinkel der Kreisbahn zur Äquatorebene, die Städte, über die er auf seiner Bahn hinwegfliegen würde. Wir bedauerten, daß der Sputnik nicht über unser Orenburg flog. Der Sputnik war das Hauptgesprächsthema, sein Flug um die Erde hatte die ganze Schule in Aufregung versetzt. Uns Fliegerschüler sowie die Offiziere und Lehrer bewegte die Frage: Was wird nun noch kommen?

„Kinder, in fünfzehn Jahren oder so wird der erste Mensch in den Weltraum fliegen!“ sagte mein Freund Walentin Slobin aufgeregt. „Sicher, ganz bestimmt“, pflichtete Kolja Repin ihm bei, „aber wer wird das sein? In fünfzehn Jahren werden wir schon langsam alte Männer. Und mit den Jahren läßt das Reaktionsvermögen nach, die Sehschärfe wird geringer, und der Mensch denkt nicht mehr so schnell.“

Wir stritten uns, wer wohl den ersten Weltraumflug machen würde. Die einen meinten, es werde sicherlich ein Wissenschaftler sein, ein Akademiemitglied vielleicht, andere behaupteten ein Ingenieur, die dritten gaben einem Arzt den Vorzug, die vierten einem Biologen, die fünften einem Unterseebootmatrosen. Ich war für einen Testpiloten. Falls es ein Pilot sein würde, müßte er selbstverständlich ausgedehnte Kenntnisse auf vielen Gebieten der Wissenschaft und Technik besitzen. Denn ein Raumflugapparat, dessen Gestalt man sich ja noch nicht einmal richtig vorstellen konnte, wäre natürlich viel komplizierter als sämtliche bekannten Flugzeugtypen. Daher mußte es auch viel schwieriger sein, einen solchen Flugapparat zu steuern.

Wir versuchten, das künftige Raumschiff zu zeichnen. Es

glich bald einer Rakete, bald einer Kugel, bald einer Scheibe und dann wieder einem Rhombus. Jeder ergänzte diese Bleistiftskizzen noch durch eigene Vorschläge, die aus Zukunftsromanen stammten. Während ich Raumschiffskizzen in mein Heft zeichnete, empfand ich wieder das mir nun schon bekannte merkwürdige, schmerzhaft und halbunbewußte Sehnen, diesen Drang nach dem Weltenraum, doch scheute ich mich, mir das einzugestehen.

Wir hatten sofort die Bedeutung des Ereignisses erfaßt. Die erste Schwalbe hatte den Beginn des Frühlings verkündet – des Frühlings der Eroberung des Weltalls.

Der triumphale Flug des Erdsatelliten löste eine Flut von Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln aus. Sowjetische Wissenschaftler – A. W. Toptschijew, I. I. Sedow, W. A. Ambarzumjan, A. J. Arbusow, A. I. Berg, D. I. Stscherbakow – meldeten sich zu Wort. Auch ausländische Wissenschaftler sagten ihre Meinung: der Präsident der Akademie der Wissenschaften Chinas Kuo Mo-jo, der französische Wissenschaftler Frédéric Joliot-Curie, der englische Physiker Professor Bernal, der Amerikaner Doktor Joseph Kaplan und noch viele andere. Sie alle beglückwünschten das sowjetische Volk zu seiner beispiellosen Leistung und bezeichneten den sowjetischen Erdsatelliten als Bahnbrecher bei der Eroberung des Kosmos.

Die Zeitungen erinnerten mit ihren begeisternden Artikeln an die Zeitungsausgaben während der Oktoberrevolution und des Vaterländischen Krieges. Die Menschen rissen sich um sie, an den Kiosken standen sie Schlange. Alle Zeitungen veröffentlichten Briefe von Werktätigen unserer Heimat, die ihrer Begeisterung über das Ereignis Ausdruck gaben. Die „Prawda“ teilte mit, daß bei der Adresse „Moskau . . . Sputnik“ 60 396 Telegramme und Briefe eingegangen waren. Auch die Botschaft unserer Fliegerschule war dabei. Mich bewegte besonders der in der Zeitung veröffentlichte Brief eines Jewgeni Stscherbakow aus meiner Smolensker Heimat.

Mein „Landsmann“ schrieb: „Sicherlich wird in nächster Zeit der Start eines größeren Satelliten möglich sein. Sollte ein bemannter Satellit gestartet werden, bin ich bereit, im Auftrag des Komsomol in den Weltraum zu fliegen.“

Über tausend Menschen, die mutig, opferwillig und bereit waren, unter allen noch so schwierigen Umständen heldenhafte Standhaftigkeit zu beweisen, hatte der Flug des ersten künstlichen Erdsatelliten zu ähnlichen Anerbieten veranlaßt. Die Briefe drückten die patriotischen Gefühle sowjetischer Menschen aus, die sich nicht scheuten, im Interesse des Vaterlandes ihr Leben einzusetzen. Ich teilte diese leidenschaftliche Regung von ganzem Herzen, aber mir war klar, daß bei weitem nicht jeder für den Weltraumflug geeignet war. Dazu waren meiner Ansicht nach umfangreiches Wissen und völlige Gesundheit erforderlich. Schon meine Mutter sagte immer, daß Gesundheit das wichtigste sei.

Ich dachte auch an die prophetischen Worte unseres Lehrers Resnikow: „Ohne Ingenieurkenntnisse, ohne genau zu wissen, was während eines Fluges geschehen wird oder geschehen kann, darf man nicht fliegen!“

Die Begeisterung des Volkes über den Sputnik wirkte sich auch auf unsere Abschlußprüfungen aus. Jeder Fliegerschüler bemühte sich, sich dieses historischen Ereignisses würdig zu erweisen und der Staatlichen Prüfungskommission zu zeigen, daß er ein Sohn seiner Zeit war und mit ausgezeichneten Kenntnissen einen seinen Kräften angemessenen Beitrag zu den Erfolgen des ganzen Volkes leistete.

Der Vorsitzende der Staatlichen Prüfungskommission war Oberst Kibalow – ein Offizier, der überall, wo Kader für die Luftstreitkräfte ausgebildet wurden, gut bekannt war und schon mehr als einen Lehrgang Fliegerschüler auf den Weg ins Leben geschickt hatte. Jeden einzelnen betrachtete er genau mit seinen jungen, lebhaften Augen. Er hörte sich die Antworten der Fliegerschüler in den Klassen aufmerksam an, prüfte die Unterlagen und sah auf dem Flugplatz zu,

als wir unsere Flüge machten. Er lächelte oft, und am Ausdruck seines Gesichtes erkannten wir: Der Oberst war mit unseren Kenntnissen und mit unseren Fähigkeiten im Fliegen von Düsenmaschinen zufrieden. Der erfahrene Militärpädagoge und Fliegeroffizier erkannte alles, sowohl unseren Wissensgrad, als auch das, was in unserem Innern vorging.

Die Abschlußprüfungen sind der feierlichste und wichtigste Augenblick im Leben eines jungen Fliegers. Ich möchte ihn einen zweiten Geburtstag nennen.

Es gibt ein Dokument, in dem es heißt: „Es wird vorgeschlagen, den Fliegerschüler Juri Alexejewitsch Gagarin zum Leutnant zu befördern. Während der Ausbildung in der Fliegerschule hat er sich als ein disziplinierter, politisch gebildeter Schüler gezeigt. Er kennt die Dienstvorschriften der Sowjetarmee, die er auch erfüllt. In Exerzieren und Sport ist er gut. Sein theoretisches Wissen ist ausgezeichnet. Das Flugprogramm führt er mit Erfolg durch, und die erworbenen Kenntnisse wendet er gründlich an. Er liebt das Fliegen und fliegt kühn und sicher. In den staatlichen Prüfungen in Flugtechnik und Kampfpraxis erhielt er das Prädikat ‚ausgezeichnet‘. Er beherrscht die Bedienung des Geräts des Flugzeugs. Er beendete die Ausbildung in der Klasse eins. Er ist der Sache der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und der sozialistischen Heimat treu ergeben.“ Dieses kostbare Dokument öffnete mir den Weg zur Fliegerei.

Während unsere Zeugnisse vom Verteidigungsministerium in Moskau geprüft wurden, machten wir die sogenannte „blaue Quarantäne“ durch, das heißt, wir warteten ungeduldig auf die Verleihung des Offiziersrangs.

Ich war in diesen Tagen im siebenten Himmel: Walja hatte meinen Antrag angenommen und eingewilligt, meine Frau zu werden. Von meinen Kameraden und ihren Freunden begleitet, waren wir auf dem Standesamt gewesen. Wir hatten

uns in das Buch der Jungvermählten eingetragen und einander das Wort gegeben, unserer Liebe immer treu zu bleiben. Mit den Verwandten waren wir übereingekommen, die Hochzeit zweimal zu feiern – zuerst in Orenburg während der festlichen Tage der Vierzigjahrfeier der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und danach in meinem Urlaub noch einmal in Gshatsk. Für unser neues, gemeinsames Leben brauchten wir gute Ratschläge, und wir erhielten sie reichlich am Vorabend der Hochzeit.

Im Hause der Gorjatschows herrschte Hochbetrieb – Warwara Semjonowna und Waljas Schwestern hatten alle Hände voll zu tun, um alles für den Empfang der Gäste vorzubereiten. Iwan Stepanowitsch gab sich Mühe, mit seiner Kochkunst zu glänzen. Alle waren froh, daß unsere zweijährige Liebe durch die Heirat besiegelt worden war. Walja und ich hatten diesen Schritt mit allem notwendigen Ernst getan. Zwei Jahre waren Zeit genug, um einander kennenzulernen und die Überzeugung zu gewinnen, daß wir das Leben mit gleichen Augen sahen und bereit waren, alle Schwierigkeiten, denen wir – das war uns bewußt – auf einem langen und nicht leichten Weg begegnen würden, gemeinsam zu überwinden. Wir hatten die gleichen Ideale, und unsere Herzen schlugen im gleichen Takt. Im Standesamt hatte ich meiner Braut in Gegenwart der Kameraden die Worte meiner Mutter gesagt: „Freude und Leid – alles gemeinsam . . .“

„Immer gemeinsam“, hatte Walja innig erwidert, und es hatte wie ein Schwur geklungen.

Fast alle Vorbereitungen zur Hochzeit waren schon getroffen, da trat ein Ereignis ein, das wiederum die ganze Welt in Aufruhr versetzte und uns mit Freude erfüllte: Am 3. November war ein neuer sowjetischer künstlicher Erdsatellit aufgestiegen. Nach dem ersten der zweite! Er war viel größer und schwerer als sein Vorgänger und hatte in einer Druckkabine den Hund Laika an Bord. Diese Tatsache löste einen noch größeren Begeisterungsturm aus und bewies der

ganzen Welt, welche imposante Höhe unsere Wissenschaft und Technik in den vierzig Jahren der Sowjetmacht erreicht hatten.

Wenn ich in jenen Tagen die Zeitungen las, in denen der Flug des zweiten künstlichen Erdsatelliten beschrieben wurde, überlegte ich: Jetzt befindet sich bereits ein Lebewesen im Weltraum – warum soll es nicht einmal ein Mensch sein? Und zum erstenmal dachte ich: Warum soll nicht ich dieser Mensch werden? Ich dachte es und erschrak vor meiner Vermessenheit, denn es würden sich in unserem Land Tausende finden, die dafür besser gerüstet waren als ich. Der Gedanke war aufgeflammt, verglüht und entschwunden. Es lohnte sich auch nicht, an etwas zu denken, was sicherlich noch in recht weiter Ferne lag. Die Entlassung aus der Fliegerschule, die Hochzeit, der Urlaub, die Versetzung zu einer Einheit, das alles lag mir viel näher, das war meine Gegenwart. Dennoch hatte der zweite Sputnik irgendeinen bloßliegenden Nerv in mir schmerzhaft berührt, und ich erkannte, daß ich auf etwas wartete, das kommen mußte.

Am Tage vor der Vierzigjahrfeier des Oktobers waren alle Fliegerschüler – schon in der nagelneuen Offiziersuniform, aber noch mit den Achselstücken der Fliegerschüler – im großen Saal angetreten. Feierliche Stille herrschte, als General Makarow, der Leiter der Schule, eintrat. Den stolzen, kühn geschnittenen Kopf erhoben, verlas er mit klarer Kommandostimme den Befehl, durch den wir den Titel eines Militärpiloten und Leutnants der Sowjetarmee erhielten. Der General überreichte jedem einzelnen die goldenen Offiziersachselstücke, beglückwünschte ihn und drückte ihm die Hand.

Diese Feier sollte eigentlich am 8. November stattfinden. Aber der General war selbst einmal Fliegerschüler gewesen und konnte sich denken, daß uns Abgängern sehr viel daran

lag, ein so großes Volksfest wie die Vierzigjahrfeier des Oktobers nicht mehr als Fliegerschüler, sondern schon als Offiziere mitzufeiern. Er hatte unseren geheimen Wunsch erraten und uns ein doppelt schönes Fest bereitet.

Direkt von der Schule fuhr ich zusammen mit meinen Freunden zu den Gorjatschows, die in einer großen Gemeinschaftswohnung lebten. Sie hatten für uns junge Eheleute ein Zimmer eingerichtet. Walja kam mir im weißen Hochzeitskleid entgegen, und ich warf den Mantel ab und präsentierte mich in meiner ganzen Offizierspracht. So hatte sie mich noch nicht gesehen. Zum erstenmal küßten wir uns vor allen Leuten und vor ihren Eltern. Ich war nun ihr Mann und sie meine Frau. Wir waren glücklich, und wir wollten allen von unserem Glück abgeben.

Die Hochzeit war prächtig. Die Braut war die Hübscheste von allen. Iwan Stepanowitsch glänzte wirklich mit seiner Kunst – wie sagt man doch – der Tisch bog sich unter der Last der Speisen und Getränke. Die Kameraden gratulierten uns und riefen: „Das junge Paar soll sich küssen!“ Kurz es war alles wie auf einer richtigen russischen Hochzeit. Warwara Semjonowna stellte das Radio an und wir hörten: „Zwei Sendboten der Sowjetunion kreisen um unsere Erde. Unsere Wissenschaftler, Konstrukteure, Ingenieure, Techniker und Arbeiter haben die Sowjetmenschen zur Vierzigjahrfeier des Oktobers mit einem wahrhaft großartigen Geschenk erfreut, indem sie einen kühnen Traum der Menschheit verwirklichten.“

Wir erkannten die vertraute und geliebte Stimme Nikita Sergejewitsch Chruschtschows. Der Rundfunk übertrug die Rede, im Sportpalast des Zentralen Lenin-Stadions, die er auf der Festtagung des Obersten Sowjets der UdSSR hielt.

„Nun war auch Nikita Sergejewitsch auf unserer Hochzeit“, sagte Walja.

Alle hoben ihr Glas und tranken auf unsere Partei, auf unser Volk und auf die Sowjetregierung.

Jetzt war ich Jagdflieger und Offizier. Ich hatte eine Frau, die mich liebt, und das erstmal im Leben ein eigenes Zimmer. Das Institut verließ ich mit der Note „ausgezeichnet“. Den Ort, an dem ich die weitere Dienstzeit verbringen wollte, durfte ich mir auswählen. Ich konnte nach dem Süden fahren, in die Ukraine, in gute, vorzüglich ausgestattete Luftwaffen-Garnisonen. Die Leitung des Instituts wollte mich jedoch nicht weglassen. Ich sollte als Instrukteur am Institut bleiben.

„Wohin willst du denn fahren?“ fragte man mich im Stab des Instituts. „Orenburg ist eine schöne Stadt. Du hast hier deine Familie, eine Wohnung, und deine Frau studiert hier. Weshalb willst du dein Leben umkrempeln?“

Ich war jedoch entschlossen, dorthin zu fahren, wo es am schwierigsten war. Dazu verpflichtete mich die Jugend, das Beispiel des Komsomol, der immer in vorderster Front beim sozialistischen Aufbau stand. Er vollbrachte Wunder in der Arbeit, immer neue Millionen Hektar Neu- und Brachland wurden von ihm erschlossen. Komsomolzen bauten neue Hochöfen und Siemens-Martin-Öfen. Sie verlegten mächtigen Flüssen den Lauf durch Staudämme und Wasserkraftwerke und schufen neue Straßen und Eisenbahnen quer durch die Sibirische Taiga. Mit einem Wort: Ich fühlte mich als Mitglied des mächtigen Komsomol-Verbandes dazu verpflichtet, keine stillen Häfen zu suchen und den Anker nicht am ersten besten Anlegeplatz auszuwerfen.

Ähnliche Gedanken beschäftigten auch meine Freunde Walentin Slobin, Juri Dergunow und Kolja Repin. Wir alle baten darum, nach dem Norden gehen zu dürfen.

„Warum nach dem Norden“, fragte Walja, die mich noch nicht ganz verstanden hatte.

„Weil es dort immer schwieriger ist“, antwortete ich.

Das war leicht dahingesagt. Diese Worte mußten noch erklärt werden, denn nicht ein Pilot fragte mich, sondern eine zarte, junge Frau, die ihr ganzes Leben in der Stadt, in einer

wohlgeordneten Familie verbracht hatte. Ich verstand sie recht gut: Mit mir zu fahren bedeutete, das Studium aufzugeben, die Eltern zu verlassen und sich von dem gewohnten Ablauf des Lebens zu trennen. Walja hatte Orenburg vorher niemals verlassen, und es war verständlich, daß sie das Unbekannte, das sie im Norden erwartete, erschreckte. Als sie erfuhr, daß ich nicht allein dorthin fahren wollte, fragte sie mich: „Sind dir etwa deine Genossen lieber als ich?“

Was sollte man auf diese Frage antworten? Ich küßte sie, und wir beschlossen, daß ich erst einmal allein fahren würde, ihr über alles schriebe und sie, wenn sie ihr medizinisches Studium beendet habe, nachkommen sollte. Walja freute sich darüber. Sie verstand jetzt auch, daß sie mit ihrem neuen Beruf im Norden notwendiger war als in Orenburg.

Vor unserer Abreise zu meiner neuen Dienststelle blieb uns noch etwas Zeit, und so fuhren Walja und ich nach Gshatsk zu meinen Eltern. Wir wurden sehr herzlich empfangen, die Schwiegertochter gefiel ihnen. Nur mein Vater äußerte einmal während einer Unterhaltung seine Unzufriedenheit darüber, daß wir unsere Hochzeit nicht in Gshatsk, sondern in Orenburg gefeiert hatten. Da ich meinen Vater kannte und wußte, daß er keinen Widerspruch duldete, schwieg ich. Walja jedoch sagte: „Vater, alle meine Freundinnen und die Kameraden von Juri konnten doch nicht hierher nach Gshatsk fahren, wir haben nämlich eine Komsomol-Hochzeit gefeiert.“

Dieses Argument überzeugte meinen Vater, und so wurde beschlossen, die Hochzeit noch einmal in Gshatsk nachzuholen. Geld war genug da, und die Hochzeit war genauso fröhlich wie in Orenburg.

Walja konnte nicht lange in Gshatsk bleiben. Sie mußte sich beeilen, um rechtzeitig im Institut mit ihrem Studium zu be-

ginnen. Wir fuhren gemeinsam nach Moskau, und ich zeigte Walja die Stadt, ihre Denkmäler und Museen. Etwas traurig begleitete ich sie zum Kasaner Bahnhof. Wenn ich mich recht erinnere, weinte sie sogar ein bißchen, und mir selber war auch nicht gerade fröhlich zumute. Es war jedoch nicht zu ändern: Freundschaft ist Freundschaft, und Dienst ist Dienst! Langsam verließ der Zug die Bahnhofshalle. Ich stand da und schaute den rubinroten Lichtern des letzten Wagens nach...

Am nächsten Tag verließ auch ich Moskau. Im selben Abteil fuhren noch Walentin Slobin und Juri Dergunow. Während der ganzen Fahrt spielten wir entweder Schach oder standen am Fenster und freuten uns über das herrliche Bild, das die von Rauhref bedeckten Felder Kareliens boten. Wir durchfuhren ein Gebiet mit hohen spitzen Tannen. Der Polarkreis blieb hinter uns zurück, und mit jeder Stunde wurde die Landschaft strenger und ungewöhnlicher. Draußen war klirrender Frost. Die Uhr sagte, daß Mittag war, aber uns umgab eine gespensterhafte, bläuliche Nacht.

„Wohin sind wir denn geraten?“ rief Dergunow aufgeregt.

„Als Gäste zu den Eisbären“, witzelten Slobin und ich.

Wir machten Witze, wußten jedoch, daß unsere bevorstehende Arbeit kein Vergnügen sein würde. Unwillkürlich tauchten hin und wieder Zweifel auf: Werden wir es schaffen? Niemand von uns war bisher nachts geflogen, und hier war es noch immer Nacht, obwohl wir bereits stundenlang unterwegs waren.

Wir ärgerten uns, daß sich der Zug im Vergleich zum Flugzeug so langsam dahinschleppte!

Jedoch ging auch diese Fahrt zu Ende, und wir meldeten uns im Stab. Als blitzende Armeeleutnants fielen wir überall auf. Man schaute sich nach uns um, als wollte man sagen: Was sind denn das für Vögel, die hier an das kalte Meer geweht worden sind?

Wir durften zwischen zwei Flugzeugtypen wählen und einigten uns auf die „MIG“, damit waren wir auch im Institut geflogen. Wir erhielten unsere Kommandierung und fuhren zu unserer neuen Dienststelle in einer entfernten Garnison. Der Weg war vom Schnee verweht, und die Fenster des Autobusses waren dicht mit Eisblumen bedeckt. Es war sehr kalt. Wir waren so müde, daß wir ab und zu einnickten.

Erst spät – es war schon weit nach Mitternacht – erreichten wir unser Ziel. Im Hotel der Garnison wurden wir schon erwartet. Die anderen Genossen aus Orenburg, Wenja Kiseljow, Kolja Repin, Aljoscha Iljin und Wanja Doronin, waren bereits vor uns angekommen. Sie umarmten uns, und der Schlaf verflog sofort. Das Erzählen wollte kein Ende nehmen. Alle sprachen durcheinander. Man wollte in einem Atemzuge über alles berichten. In diesem Durcheinander stellte ich fest: Der Kommandeur ist ein verdienter Pilot, ein strenger und gerechter Vorgesetzter.

Wir erhielten ein Zimmer zugewiesen, in dem drei Betten standen. Das erste am Fenster, es war das beste, belegte Walja Slobin. Das zweite Saligdschan Baibekow, ein Tatare aus Ufa, und das dritte blieb für mich. Erst gegen Morgen legten wir uns hin und schliefen augenblicklich ein.

Am nächsten Morgen meldeten wir uns nach dem Frühstück beim Kommandeur. Unser erster Eindruck stimmte mit dem überein, was wir bereits von unseren Genossen gehört hatten.

Der Oberstleutnant erinnerte uns an die Traditionen der Einheit und wünschte uns, würdige Erben der Kampftraditionen und des Kampfruhmes ihrer Veteranen zu werden. Die Einheit hatte sich in den letzten Jahren zu den besten emporgearbeitet. Die Piloten flogen ohne Zwischenfälle und erkämpften mehrere Preise und Ehrenurkunden. Im Zimmer des Kommandeurs hing ein Porträt mit schwarzem Rahmen.

„Das ist Sergej Neguljajew“, sagte der Oberstleutnant, indem er auf das Porträt wies, „ein sowjetischer Danko! Er schlug im Kampf unter Einsatz seines Lebens seinen Kameraden heraus, indem er ein faschistisches Flugzeug rammte.“ Mehr brauchte man über die Kampftraditionen nicht zu sagen.

Alle jungen Piloten kamen zum dritten Geschwader. Unser Kommandeur war Andrej Pulcherow. Das Geschwader gehörte noch nicht zu den ausgezeichneten Einheiten. Es hatte jedoch Aussichten darauf, denn es stand im Wettbewerb auf einem guten Platz. Nun sollten auch wir uns in diesen Wettbewerb einschalten und zeigen, was wir konnten.

Mein unmittelbarer Vorgesetzter war der Kommandeur der Kette, Oberleutnant Leonid Danilowitsch Wassiljew. Er zählte gewissermaßen zu den Alteingesessenen im hohen Norden. Oft hatte er hier erfolgreich gegen die launenhafte nördliche Natur gekämpft, gegen die plötzlichen Schneestürme, gegen den Nebel und gegen den starken Wind vom Nördlichen Eismeer. Nach den ersten Gesprächen mit ihm begriffen wir, daß es hier im hohen Norden nicht genügte, gut fliegen zu können. Es kam darauf an, das Flugzeug auch bei Unwetter und sogar bei Nacht zu beherrschen.

Draußen klirrte Frost. Es war Januar. Die undurchdringliche, finstere Nacht war bedrückend. Alles war tief verschneit. Auf den Startbahnen dröhnten jedoch ununterbrochen die Turbinen. Die älteren Piloten flogen jetzt. Da wir noch keine Erfahrungen im Nachtflug besaßen, beschäftigten wir uns mit der Theorie und warteten ungeduldig auf die ersten Sonnenstrahlen, auf den Frühling. Wir lebten wie eine Familie, wie eine Schiffsbesatzung, die die harten Lebensbedingungen auf dem Schiff zusammengeschweißt hatte. Wir wußten alles voneinander, da wir voneinander nichts verbargen. Wenn ein Brief ankam, so freuten sich alle darüber. Er wurde laut

vorgelesen, so wie es während des Krieges an der Front üblich war.

Walja schrieb oft, jedoch nicht viel. In wenigen Worten erzählte sie von ihren Erfolgen beim Studium. Die Medizin hatte sie offensichtlich in ihren Bann gezogen. Sie beklagte sich über nichts, doch zwischen den Zeilen fühlte ich ihre Sehnsucht und ihren Wunsch, mich bald wiederzusehen. Dasselbe empfand ich auch beim Lesen der Briefe, die ich von Genossen, Verwandten und Bekannten erhielt.

Wir gewöhnten uns langsam an die neue, interessante Welt unseres Dienstes. Wir vertrugen uns gut und freuten uns über alle Erfolge der Genossen. Wir freuten oder ärgerten uns gemeinsam über alles, was bei uns passierte.

Die erfahreneren, älteren Piloten flogen bei jedem Wetter. Die Ketten stiegen auf, um Luftziele abzufangen, sie flogen weite Strecken, übten Luftkämpfe und auch Zielschießen.

Als einer der besten Abfangjäger des Geschwaders galt der Kommandeur unserer Kette. Er flog selbst bei dem größten Unwetter. Einmal, als ich diensthabender Offizier war und Wassiljew sich in der Luft befand, überzog plötzlich ein dicker Nebelschleier das Meer. Die mit Zedern dicht bewachsenen Hügel versanken wie in einem weichen Tuch. Die Lage war kritisch. Es schien unmöglich, das Flugzeug sicher zu landen. Trotzdem flogen der Kommandeur und die Kette den Flugplatz an. Sie durchstießen den Nebel, gingen genau auf Landekurs und landeten ohne Zwischenfall. Allen fiel ein Stein vom Herzen.

Ich eilte dem Kommandeur entgegen. Er tat, als ob nichts geschehen sei und sagte nur: „Man muß genaue Berechnungen anstellen und Vertrauen zu den Geräten haben, und selbstverständlich muß man nicht nur das Flugzeug, sondern auch seine Nerven beherrschen. In einem Jagdflugzeug bist du Gott, Kaiser, Pilot, Navigator und Schütze. Alles in einer Person.“

Dieser Flug Wassiljews war für uns junge Piloten ein an-

schauliches Beispiel dafür, daß man unter keinen Umständen den Kopf verlieren durfte. Wir hatten vor ihm große Hochachtung.

Die letzten Wintertage nutzten wir für unsere theoretische Vorbereitung und für die Wiederholung technischer Fragen. Dann legten wir Prüfungen ab und erwarben die Berechtigung, Flugzeuge unter den Bedingungen des hohen Nordens zu fliegen. Es galt, viele Besonderheiten zu berücksichtigen, die jeder von uns kennen mußte. Im Stab wurden für uns neue Flugbücher angelegt. Die Seiten blieben jedoch vorläufig noch leer.

Erst gegen Ende März, als es bereits überall Frühling wurde und die Polarnacht dem Tage wich, begannen wir zu fliegen. Ich flog mit dem Kommandeur der Kette. Beim Einsteigen fühlte ich die bekannte Erregung vor dem Flug. Seit meinem letzten Flug waren bereits mehrere Monate vergangen. Beim ersten Morgengrauen stiegen wir in das bläuliche Halbdunkel der schwindenden Nacht. Das Flugzeug gewann an Höhe, und für mich gab es, wie stets beim Fliegen, nichts anderes mehr als die Maschine. Als die Zeiger des Höhenmessers die angegebene Linie erreichten, schaute ich nach unten und sah die Sonne. Sie ging gerade auf und tauchte Himmel und Erde in gleißendes Morgenrot. Unter mir zogen die schneebedeckten, durch die Sonne rötlich gefärbten Hügel vorüber. Da waren Seen als blaue Tupfen zu erkennen, das dunkelblaue, kalte Meer brandete gegen granitene Ufer. Welch eine Schönheit! dachte ich.

„Lassen Sie sich nicht ablenken“, hörte ich sofort die ernüchternde Stimme Wassiljews.

Er hatte genauso wie wir Sehnsucht nach der Sonne, jedoch wußte er, daß in der Luft nichts die Aufmerksamkeit des Piloten von der Steuerung des Flugzeuges ablenken durfte. Für ihn war es wichtig, daß wir genau nach der festgesetzten Zeit die Sonne sahen. Er sagte mir das auch. Ich begriff: Gefühl ist Gefühl, aber der Auftrag geht vor.

So begann der Flugdienst am Polarkreis. Der Kommandeur der Kette erlaubte mir, selbst zu fliegen, als er mich gründlich geprüft hatte. Der neue Kommandeur unseres Geschwaders, Major Wladimir Reschetow, war mit seinem Beschluß einverstanden. Er, der Parteiorganisator und Hauptmann Anatoli Rosljakow beglückwünschten mich unmittelbar nach dem ersten selbständigen Flug. Die Kameraden hielten diesen Augenblick im Bild fest. Ich freute mich, Walja nach Orenburg ein Bild schicken zu können, auf dem wir drei, in Pelzkombinationen und mit Flughelmen, uns lachend die Hände drückten.

Bald darauf erlebte ich einen unangenehmen Zwischenfall. Ich flog nach den Angaben der Geräte. Die Wetterfrösche verkündeten für den ganzen Tag gutes Wetter. Nichts deutete auf ein Unwetter hin. Als ich die letzte Übung flog, wurde es urplötzlich finster. Unter mir verschwanden die Inseln und die Ufer. Ich merkte, daß ein Schneesturm – das Unangenehmste im Norden nicht nur in der Luft, sondern auch auf der Erde – bevorstand. Ich nahm mit dem Flugplatz Verbindung auf und fragte nach dem Wetter. Vorläufig ging es noch, lautete die Antwort, jedoch mit jeder Minute würde die Sicht schlechter. Die Reserve-Landebahn versank bereits im Schnee. Nun, gut, dachte ich, nehmen wir eben den Kampf mit dem Unwetter auf. Ich bemerkte jedoch, daß der Treibstoffvorrat zu Ende ging. Das wichtigste war jetzt, einen klaren Kopf zu behalten.

„Sofort zurückkehren!“ befahl mir der Flugleiter. Seine Stimme klang alarmierend.

Unwillkürlich erinnerte ich mich an Wassiljew und daran, wie er damals aus einer ähnlichen Lage einen Ausweg fand. Blitzschnell berechnete ich im Kopf den kürzesten Weg zum Flugplatz unter Berücksichtigung aller entscheidenden Faktoren: starker Gegenwind, Flughöhe, Zeit und vorhandener Treibstoff. Beim Durchstoßen des dichten Schneegestöbers erfüllte ich genau alle Befehle des Leiters. Es war klar, daß

die Unversehrtheit meines Flugzeuges und auch mein Leben von mir abhingen, davon, ob ich die Befehle des erfahrenen Flugleiters richtig und schnell ausführte. Seine Ruhe übertrug sich auch auf mich.

Dieser besonnene, willensstarke Offizier sagte einmal: „Einen echten Piloten charakterisieren vier Eigenschaften: ein heißes Herz, ein kalter Verstand, starke Hände und ein reines Gewissen.“

Die Geräte zeigten, daß das Flugzeug den Flugplatz erreicht hatte. Jedoch, ohne die Erde zu sehen, konnte ich die Landung im geraden Anflug nicht berechnen. Trotz der gewaltigen Nervenanspannung mußte ich noch einen Kreis ziehen, die einweisende Radiostation anpeilen und erneut zur Landung ansetzen. Sehr erleichtert erkannte ich schließlich unter mir das graue Band der Landebahn. Jetzt konnte ich landen.

Der Flugleiter drückte mir die Hand und sagte: „Den Kühnen ist Erfolg beschert.“

Solch ein Lob ist für junge Offiziere sehr wichtig.

Wir in der Garnison lebten das angespannte, schöpferische Leben eines gesunden Kollektivs. Niemanden zog es zum Kartenspielen oder zum Domino. Keine Minute wurde unnütz vergeudet, niemand trank, und niemand ließ sich von seiner Frau scheiden. Alle hielten die Gesetze der sowjetischen Moral ein.

Mitte Mai überraschte uns in unserem ausgeglichenen militärischen Leben mit seinen theoretischen Lektionen, seinen Flügen, Komsomol-Versammlungen und seinem Dienst eine freudige Nachricht: Entsprechend dem Programm des Internationalen Geophysikalischen Jahres startete unser Land den dritten künstlichen Sputnik. Wir hatten bereits über einige

Ergebnisse der verschiedenen Forschungen heiß diskutiert, die mit Hilfe der ersten beiden Sputniks durchgeführt wurden und in der Prawda vor dem 1. Mai veröffentlicht worden waren. Und nun erreichte der dritte Sputnik, der bedeutend schwerer und viel besser ausgerüstet war als die vorhergehenden, seine Umlaufbahn. Die Freude wollte kein Ende nehmen.

Die Piloten, Techniker und Mechaniker unserer Einheit verstanden sehr gut, daß der Flug der ersten künstlichen Sputniks eine neue Ära beim Vorstoß des Menschen in den kosmischen Raum einleitete, daß die von sowjetischen Wissenschaftlern und Ingenieuren konstruierten Flugapparate neue große Perspektiven für die Verwirklichung vieler bedeutsamer wissenschaftlicher Forschungen eröffneten.

Juri Dergunow kannte die Geschichte der Eroberung des Weltraums sehr gut. Er äußerte bei unseren Gesprächen über die stürmische Entwicklung in unseren Tagen und über die Ereignisse, die mit den neuen Erfolgen in dieser Hinsicht zusammenhingen, interessante Gedanken. Er erinnerte daran, daß es anderthalb Jahrhunderte gedauert hatte, bis der Mensch – nach dem ersten kühnen Aufstieg in einem primitiven Luftballon, der in der Nähe von Rjasan von einem russischen Mushik, von Krjakutny, ausgeführt wurde – das erste Flugzeug gebaut hatte. Nur die Hälfte, also fünfundsiebzig Jahre vergingen seit jener Zeit, als unser Landsmann der Marineoffizier Alexander Moshaiski auf einem Feld in Krasnoje Selo bei Petersburg seine Versuche durchführte, bis zu dem Start des ersten künstlichen Erdtrabanten. Und nun waren erst einige Monate verstrichen, und schon stieg der dritte Sputnik auf.

„Bei einem solchen Tempo“, sagte Dergunow, „dauert es überhaupt nicht mehr lange bis zum Flug des Menschen in den Kosmos.“ Wie wird das weitergehen? dachte ich und betrachtete den graugrünen, vom Mondlicht überfluteten Himmel. Man muß sich bloß vorstellen, unser erster Sputnik

flog tausendvierhundert Mal um die Erde. Der zweite machte fast tausend Umrundungen mehr und legte dabei einen Weg von über hundert Millionen Kilometern zurück.

Immer wieder lasen wir die hervorragenden Ergebnisse der radiotechnischen und optischen Beobachtungen der zwei Sputniks und diskutierten darüber: über die Dichte der Atmosphäre, über die Ionosphäre, über die kosmische Strahlung und über die verschiedenen biologischen Angaben. Wir waren von den Schlußfolgerungen der Wissenschaftler begeistert. Sie bestätigten, daß Lebewesen die Bedingungen des Raumfluges aushalten konnten. Wir verstanden, daß all das deshalb unternommen wurde, um den Flug des Menschen in den Kosmos zu sichern.

Einmal hörte ich von jemandem die Meinung: „Wozu brauchen wir Sputniks. Ich lebe auch ohne Sputniks nicht schlecht.“

So redet der Kleinbürger. Wenn man diesen Gedanken weiterspinnst, kann man sogar zu der Ansicht kommen: Ich brauche kein Telefon, da ich es nicht benutze, ich höre kein Radio, ich fahre auch nicht mit dem Zug, ich kann ganz gut ohne all das auskommen.

Ich begriff, daß die Regierung keine Mittel für all die Arbeiten scheute, die mit der Erschließung des Kosmos zusammenhingen. Mir schien, daß einige Tausend, ja sogar Zehntausende Spezialisten auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und Technik aufopferungsvoll arbeiteten, um die größte aller Aufgaben zu lösen, die sich jemals die Menschheit gestellt hatte. Der Rundfunk brachte verhältnismäßig knappe Nachrichten über den Flug des neuen Sputniks. Die zentralen Zeitungen erhielten wir in unserer entfernten Garnison genauso wie die Briefe mit großer Verspätung. Wir warteten ungeduldig auf sie und fragten oft auf der Post nach. Schließlich kam doch die „Prawda“, die fast ausschließlich Material über den dritten sowjetischen Sputnik enthielt. Es wurden neue Angaben über die Kreisbahn des Sputniks,

Beobachtungsergebnisse über seinen Flug und das Wichtigste, eine ausführliche Beschreibung des Sputniks selbst veröffentlicht. Das war im wahrsten Sinne des Wortes eine automatische, wissenschaftliche, kosmische Station.

Fast die ganze Zeitung war mit Farbstiften unterstrichen, auf den Rändern machten wir unsere Bemerkungen. Kurze Zeit darauf hielt der Ingenieur des Regiments eine Lektion über die Errungenschaften unserer Wissenschaftler im Kampf um die Erschließung des kosmischen Raumes. Fast alle Offiziere, viele von ihnen mit Frauen und Kindern, besuchten die Lektion. Ich beobachtete, wie die Augen der Halbwüchsigen aufleuchteten, als der Lektor davon sprach, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in der Menschen zu den nächsten Planeten fliegen werden. Flugzeuge waren für sie schon uninteressant, die konnten sie ja jeden Tag sehen. Die Herzen dieser Jungen waren von einer neuen Liebe erfüllt, von der Liebe zu Weltraumschiffen, von denen sich noch niemand eine genaue Vorstellung machen konnte.

Auch ich fühlte, daß bald die Zeit kommen würde, wo die Rakete das Flugzeug ablöst. In der Auslandspresse konnte man ab und zu lesen, daß die Tage des Piloten in Abfangjägern mit hohen Geschwindigkeiten und auch in Kampfflugzeugen bereits gezählt seien, daß die moderne Technik es schon gestatte, ein Flugzeug zu jedem beliebigen Punkt der Erde zu steuern, dort seine Bomben abwerfen zu lassen und die Maschine zurückzuführen, ohne daß sich ein Mensch im Flugzeug befände. Ich wußte aber, daß Raketen und Raumschiffe auf der Grundlage der Luftfahrttechnik gebaut werden und daß es gerade die Luftfahrt war und ist, die den Weg in den Kosmos bahnt. Ich war davon überzeugt, daß ein Pilot und nur ein Pilot zum Mond fliegen würde.

In diesen Tagen erschien in unserer Bibliothek ein neues Buch: „Der Andromedanebel“* von Iwan Jefremow. Es war

* In der DDR erschien das Buch unter dem Titel „Das Mädchen aus dem All“.

durchdrungen von Optimismus, vom Glauben an den Fortschritt, an die lichte kommunistische Zukunft der Menschheit. Wir lasen dieses Buch einer nach dem anderen, und es gefiel uns. Es war wertvoller als die utopischen Erzählungen und Romane, die wir in der Jugendzeit gelesen hatten. Uns gefielen die prächtigen Bilder der Zukunft, die im Roman geschildert wurden, und die Beschreibungen von interplanetaren Reisen.

Wir waren wie der Schriftsteller der Meinung, daß der technische Fortschritt, den die Menschheit in einigen tausend Jahren erringen wird, undenkbar ist ohne den endgültigen Sieg des Kommunismus auf der ganzen Erde.

In unserer Freizeit gingen wir öfter an den Bergbach und fingen Forellen. Das war eine sehr angenehme Beschäftigung. Man brauchte an nichts zu denken und konnte sich ausruhen.

Sonntags wanderten wir manchmal zu den Hügeln, die mit schütterem Gras und blassen nördlichen Blumen bewachsen waren; unterwegs sangen wir bekannte Lieder, die uns an die ferne Heimat erinnerten. Wir fühlten uns wie Matrosen, die nach einer langen Fahrt wieder an Land gekommen waren.

Einmal stießen wir während eines solchen Spazierganges auf die Trümmer eines Flugzeuges, die zwischen den Steinen lagen und mit Moos überwachsen waren. Unter uns war ein Ingenieur, der in diesem Gebiet gekämpft hatte. Er hatte bald herausgefunden, um was für ein Flugzeug es sich handelte: Es waren die Reste einer „Messerschmitt“.

„Wer mag das wohl vollbracht haben?“ fragte Juri Dergunow.

„Wer weiß“, antwortete der Ingenieur. „Vielleicht war es Boris Safonow, vielleicht Sergej Kursenkow . . .“

Wir wußten, daß Sergej Kursenkow, Held der Sowjetunion,

der erste Kommandeur unserer Einheit gewesen war, ein Freund des berühmten sowjetischen Jagdfliegers Boris Safonow. Von Safonow werden noch heute Legenden erzählt. Die Piloten nennen ihn „Seeadler“.

Die junge nördliche Flotte erwarb sich in den Kriegsjahren großen Ruhm. Die Schiffe setzten Landetruppen auf dem steinigen Ufer aus, das vom Feind besetzt war. Sie begleiteten Schiffskonvois der Verbündeten. Die Unterseeboote von Nikolai Lunin, Magomet Gadshiew und Israil Fissanowitsch drangen bis an die norwegische Küste und bis ins Nördliche Eismeer vor und versenkten feindliche Transportschiffe. Das ganze Volk kannte die Helden der Sowjetunion, den Matrosen Wassili Kisljakow, den Kommandeur einer Einheit der Marineinfanterie, Wiktor Leonow, und viele andere Verteidiger des sowjetischen Polargebietes. Obwohl seit Kriegsende bereits weit mehr als ein Dutzend Jahre vergangen waren, konnte man in dem steinernen Buch der Granitfelsen lesen, was sich hier abgespielt hatte.

Die Trümmer des abgeschossenen Flugzeuges, mit dem vom Regen halb abgewaschenen schwarzen Kreuz, weckten viele Erinnerungen und stimmten uns nachdenklich. Wir standen an der nördlichsten Grenze unserer Heimat. Wir wollten solche kühnen und fähigen Piloten werden wie Boris Safonow, Sergej Kursenkow, Sachar Sorokin, Alexej Chlobystow und viele andere Helden des Großen Vaterländischen Krieges – unsere älteren Waffenbrüder.

Nach Hause zurückgekehrt, schrieb ich von all dem, was ich gesehen und gedacht hatte, meiner Frau.

Bald darauf beendete Walja ihr Studium und erhielt das Diplom einer medizinisch-technischen Laborantin. Anfang August kam sie bei uns an. Wir wußten jedoch nicht, wo wir wohnen sollten. Das Haus, in dem ich ein Zimmer erhalten sollte, war noch nicht ganz fertig. Aber es gibt keine

ausweglose Lage. Eine mir bekannte Lehrerin fuhr in Urlaub und stellte uns für diese Zeit ihr Zimmer zur Verfügung. Wir zogen ein und freuten uns, wie viele gute Menschen es doch auf der Welt gibt.

In der Garnison verlief stets alles reibungslos. Doch plötzlich geschah ein Unglück. Juri Dergunow kam dabei ums Leben. Er verunglückte jedoch nicht in der Luft, sondern auf der Erde. Das Motorrad mit Beiwagen, auf dem er und Aljoscha Iljin die steile Straße zwischen zwei Hügeln entlangfuhren, stieß in der Kurve mit einem entgegenkommenden Lastkraftwagen zusammen. Juri war sofort tot. Aljoscha kam mit Verletzungen davon. Er wurde auf weiches Moos geschleudert.

Ich verlor einen meiner besten Freunde und trauerte lange um ihn. Walja beruhigte mich, so gut sie konnte. Sie versuchte, mir verschiedene Tropfen zu geben. Ich war jedoch noch nie krank gewesen und hatte auch nie irgendwelche Medizin zu mir genommen.

In dieser für mich schweren Zeit wurden wir mit der Familie des stellvertretenden Kommandeurs des Geschwaders, Boris Fjodorowitsch Wdowin, näher bekannt. Ich war auch früher schon oft dort gewesen und hatte mit der vierjährigen Tochter Irotschka gespielt. Ihre Mutter, Maria Saweljewna, war ein sehr rühriger Mensch. Sie zog uns junge Offiziere zur Mitarbeit in den Laienzirkeln heran. Die Laienkunst wurde bei uns sehr gepflegt. Wir hatten fast hundertfünfzig Sänger, Tänzer und „Artisten“. Ich arbeitete im Chor mit.

Als Walja ankam, unterstützte Maria Saweljewna sie auf jede Art und Weise. Sie half ihr in verschiedenen häuslichen Dingen und erklärte Walja mit großem Taktgefühl, fast ohne daß sie es merkte, was es bedeutete, die Frau eines Luftwaffen-Offiziers zu sein, und wie man Schwierigkeiten überwand. Ich wußte, daß sie Walja lehrte, in der Luft die

Flugzeuge unserer Einheit zu erkennen, daß sie beide stundenlang neben dem Flugplatz saßen, wenn wir besonders komplizierte Flüge auszuführen hatten oder wenn wir uns über dem Meer befanden. Das Dröhnen der Flugzeuge schuf eine Atmosphäre des Kampfes und beunruhigte die Frauen.

Je enger sich Walja an Maria Saweljewa anschloß, um so fester wurde auch meine Freundschaft zu Boris Fjodorowitsch. Er war klein, blauäugig und lebhaft, hatte ein hübsches, etwas mageres Gesicht. Er gefiel mir wegen seiner Verliebtheit in das Leben und seiner Einfachheit im Umgang mit seinen Untergebenen. Auf dem Flugplatz und während der Flüge war er streng und machte nicht viele Worte. Zu Hause war er völlig anders. Er war lustig, geistreich und aufgeschlossen. Wir sahen in ihm unseren Kommandeur, den älteren und guten Freund. Er war überall der Initiator, gewissermaßen der Vorsänger.

Boris Fjodorowitsch schrieb auch Gedichte. Manchmal las er sie uns in den Laienkunstzirkeln vor. Seine Scherzlieder wurden auch von unserem Chor gesungen. Er liebte die russische Sprache und hatte großes Sprachgefühl. Er besaß eine kleine, jedoch gut zusammengestellte Bibliothek beliebter Dichter. Auf seinem Bücherbrett standen die ausgewählten Werke von Puschkin, Lermontow, Schewtschenko und Block sowie Bände von Majakowski, Tichonow, Selwinski, Malyschko und Schengel. Auch wir lasen in diesen Büchern. Daneben lasen wir auch Veröffentlichungen vom Militärverlag und vom Verlag „Die junge Garde“. Darunter befanden sich die beliebten Bücher der Militärschriftsteller G. Bereskow, I. Stadnjuk, M. Alexejew und andere. In ihren Werken zeigten sie den Sowjetsoldaten in seiner ganzen Größe. Sie beschrieben die Liebe des Volkes zu seinen Befreiern. Großer Popularität erfreute sich bei uns die Bibliothek der Zeitschrift „Der Sowjetsoldat“. Die kleinen Bücher dieser Serie trugen wir stets bei uns.

Der Herbst war nur kurz, bald wurde es Winter. Die lange Polarnacht begann. Walja und ich betrachteten oft das Nordlicht, das den halben Himmel einnahm. Es war ein großartiges und unvergleichliches Schauspiel.

Ich flog in die flimmernden, blaugoldenen Streifen, die den Himmel mit der Erde zu verbinden schienen. Nach Hause zurückgekehrt, erzählte ich Walja, wieviel schöner diese in Tausenden Metern Höhe aussehen.

Abends lasen Walja und ich Bücher. Gewöhnlich lag ich auf dem Bett und las ihr vor; sie hörte zu, während sie sich mit der Hauswirtschaft beschäftigte. Wir wählten uns in der Bibliothek Bücher über Piloten aus. Uns gefiel das Buch „Die Erde der Menschen“ des französischen Piloten und Schriftstellers Antoine de Saint-Excuperie. Er fiel als Held drei Wochen vor der Befreiung Frankreichs. In seinem Buch schrieb er poesievoll von der Liebe zu den Menschen und von der Romantik der Fliegerei. Er beschrieb die friedliche Arbeit der Piloten der Postflugzeuge.

Ich erinnere mich noch an die Novelle „Nachtflug“. Eindrucksvoll werden darin das Verhalten eines Piloten, der sich nachts durch eine Sturmfront kämpft, und die bange Erwartung seiner jungen Frau beschrieben. So ging es auch oft uns und unseren Frauen.

Eine Stelle in dem Buch gefiel mir besonders, dort hieß es: „Es genügt, wenn der Pilot nur die Hände sinken läßt, im gleichen Augenblick zerfällt ihr Leben wie eine Handvoll unnützen Staubes, denn Fabien hält zwei lebende schlagende Herzen in seiner Hand – das seines Kameraden und sein eigenes . . .“ Ebenso ausdrucksvoll fand ich die Worte: „Dein Weg ist mit Sternen gepflastert.“

Leider gab es diese Abende mit „lautem Vorlesen“ nicht allzuoft. Zusammen mit anderen Frauen leistete Walja gesellschaftliche Arbeit, und ich studierte an der Abenduniversität des Marxismus-Leninismus. Dieses Studium machte es notwendig, sich ständig bei den Klassikern Marx, Engels und

Lenin Rat zu holen. Bis weit über Mitternacht saß ich über diesen Büchern und schrieb ganze Hefte voll Konspekte als Vorbereitung zu den Seminaren.

Die Seminare waren stets sehr lebhaft. Wir diskutierten über das entsprechende Thema und brachten eine Menge interessanter Beispiele aus dem Leben. In den Werken von Lenin fanden wir Antwort auf viele Fragen der Gegenwart. Aus einem seiner Bücher schrieb ich zum Beispiel in mein Heft: „Der menschliche Geist entdeckte viel Sonderbares in der Natur, und er wird noch viel mehr entdecken und damit seine Macht über sie erweitern . . .“ Diese Worte erinnerten mich an die Sputniks.

Der dritte Sputnik umkreiste noch immer unseren Planeten, als die Welt erneut von einer Nachricht erschüttert wurde: Am 2. Januar 1959 startete die Sowjetunion eine mehrstufige kosmische Rakete in Richtung Mond. Das war ein epochemachendes Ereignis. Der Mensch betrat die Schwelle des Kosmos. Die Kollektive der wissenschaftlichen Forschungsinstitute, der Konstruktionsbüros, der Werke und der Organisationen, die sich mit Experimenten befaßten, schufen eine neue Rakete für interplanetare Flüge. Der Start war dem XXI. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion gewidmet.

Wenn ich über all das, was ich über den Flug der Rakete erfahren konnte, nachdachte, fühlte ich mich irgendwie nicht wohl. Ich begriff nicht sofort, daß mich mein ungenügendes Wissen quälte. Es galt, ohne Zeit zu verlieren, das Studium fortzusetzen.

Drei Wochen nach dem Start der mehrstufigen Rakete erklärte N. S. Chruschtschow in seinem Bericht auf dem XXI. Parteitag unter stürmischem Beifall der Delegierten: „Der erste künstliche Planet des Sonnensystems ist ein sowjetischer Planet. In die unendlichen Weiten des Alls trägt

er stolz den Wimpel mit der Abbildung des Emblems der Sowjetunion und der Aufschrift „Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, Januar 1959““. Der XXI. Parteitag, der den großen Siebenjahrplan für die weitere Entwicklung der Volkswirtschaft vorzeichnete, stellte unserem Volke, das in die Periode des Aufbaus der kommunistischen Gesellschaft eintrat, grandiose Aufgaben auf allen Gebieten des ökonomischen, politischen und internationalen Lebens. Beim gründlichen Studium des Parteitagmaterials wurde uns klar, daß der Siebenjahrplan eine neue, entscheidende Etappe auf dem Weg der historischen Entwicklung unserer Heimat war. Er stellte dem Sowjetvolk ein klares und edles Ziel. Um dieses Ziel zu erreichen, mußte jeder gut arbeiten. Für uns Flieger galt es, mit noch größerem Eifer unsere Pflicht zu erfüllen und wachsam den Himmel über der Sowjetunion zu schützen. Auf dem Parteitag wurden bedeutsame Worte über die Aufgaben unseres Staates hinsichtlich der Verteidigung des Friedens und des Schutzes gegenüber einem Überfall der imperialistischen Länder gesagt. Es wurde erklärt, daß es notwendig sei, die sowjetischen Streitkräfte zu festigen und zu vervollkommen, solange es aggressive, militärische Blocks gibt.

Draußen herrschte strenger Winter, der Parteitag jedoch brachte dem Leben des Landes ein frühlinghaftes Aufblühen. Alles wurde wachgerüttelt und kam in Bewegung. Überall machten sich die Keime des Neuen bemerkbar.

Der XXI. Parteitag spielte auch in meinem Leben eine große Rolle. Gerade in diesen glücklichen Tagen entschloß ich mich, um Aufnahme als Kandidat in die Partei zu bitten, waren doch alle Menschen, denen ich es gleichzutun bemüht war, von denen ich leben und arbeiten lernte, Kommunisten. Als ich darüber mit dem Sekretär unserer Parteiorganisation, dem Hauptmann Anatoli Pawlowitsch Rosljakow, sprach, sagte er zustimmend: „Richtig, Juri, die Partei wird aus dir einen gestählten Kämpfer machen.“

Als ich den Aufnahmeantrag schrieb, verdarb ich zunächst einige Bogen Papier, ehe ich die paar Worte fand, die meiner Stimmung und meinen Erwartungen entsprachen. Die Genossen und die Komsomolzen bürgten für mich, so wurde ich bald Kandidat der Partei. Das verpflichtete mich, noch angestrengter zu arbeiten und zu lernen, um das Vertrauen, das man mir entgegenbrachte, zu rechtfertigen. „Die Geschichte der KPdSU“ wurde jetzt mein Handbuch.

Ein freudiges Ereignis jagte das andere. Anfang April brachte ich Walja ins Entbindungsheim, das in der Nähe unseres Garnisonsstädtchens lag. Ich wünschte mir ein Mädchen.

Ich rief ziemlich oft von der Garnison aus im Entbindungsheim an.

Schließlich beantwortete man meinen Anruf mit der Frage: „Wollen Sie einen Jungen?“

„Nein, ein Mädchen“, antwortete ich.

„Dann können wir ja gratulieren. Ihr Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Sie haben ein Mädchen.“

Walja wurde eine Woche später entlassen. Ich holte sie mit einem Militärwagen, einem „Gasik“, ab. Während der Rückfahrt hielt ich das Kind behutsam im Arm, ich hatte Angst, irgend etwas an dem zarten Wesen, das mir so teuer war, zu verletzen. Auf dem ganzen Weg schien die Sonne. Möwen flogen umher. Ein frischer Aprilwind wehte uns entgegen. Ich freute mich und wollte am liebsten singen. Schön wäre es, wenn unsere Tochter ihr ganzes Leben lang einen so hellen Frühlingsweg beschreiten würde.

Wir nannten unsere Tochter Lenotschka.

Jelena! Welch ein schöner Name, der auf den Geburtsschein geschrieben wurde.

Das Kind vergrößerte die Sorgen im Haus. Nur ein junger Vater kann jedoch verstehen, welches Vergnügen es macht,

sein kleines, hilfloses Kind im warmen Wasser zu baden, es trockenzulegen, auf dem Arm zu tragen und ihm Wiegenlieder vorzusingen, die man sich erst ausdenkt. Wenn ich vom Flugplatz nach Hause kam, verbrachte ich meine ganze Zeit bei der Kleinen oder half Walja in der Wirtschaft. Ich ging einkaufen, holte Wasser und heizte. Der Dichter hatte recht mit seinen Worten „Ich liebe es, wenn Kinder im Haus sind, die nachts weinen“.

Es gab sehr viel Arbeit. Arbeit ist der beste Sport. Die Zeit reichte nicht für alles, und ich kam, wie man so sagt, aus der Zeitnot nicht heraus.

Die Flüge wurden immer schwieriger. Wir flogen abends über dem stürmenden Meer. Wir flogen in Gefechtsordnung, wie es für Luftkämpfe erforderlich ist. Wir flogen nach Geräten „blind“ und erlernten die Radionavigation. Wir unternahmen auch Übungskämpfe über dem Meer. Wir mußten mit einem so erfahrenen „Gegner“ wie Boris Wdowin trainieren. Er war ein zäher Kämpfer in der Luft und galt als unanfechtbar.

Einmal erhielt ich den Auftrag, das Flugzeug Wdowins zu fangen. Um das Flugzeug eines Gegners abzufangen und zu überfallen, muß man es einholen und von hinten angreifen. Ich stieg höher hinauf und kam in das Gebiet, wo sich mein Ziel befand. Mir gelang es, Wdowin unbemerkt von hinten anzugreifen.

Bevor ich aber auf Schußdistanz ging und das Filmzielgerät auslöste, ging Wdowin mit seiner „MIG“ in eine steile Kurve. Ich stürzte ihm nach. So kurvten wir einige Minuten nebeneinander her, und keiner konnte an den anderen herankommen. Jeder leistete Widerstand und blieb unerreichbar. Wir wären sicher wie verrückt so lange Karussell gefahren, wie Brennstoff in den Tanks gewesen wäre. Wdowin aber gab das Kommando zum Abbruch, und ich schloß mich seiner

Maschine an. Zufrieden miteinander kehrten wir Flügel an Flügel auf den Flugplatz zurück.

In der Luft vergaß ich alles auf der Welt und lebte nur für den Flug.

„Du bist stark geworden, Bruder“, sagte Wdowin lachend zu mir auf der Erde, als die Nervenanspannung gewichen war, „nimmst Deine Lehrer auf die Schippe. Mach weiter so.“

Er hatte die Angewohnheit, sich über Menschen, die ihm gefielen, lustig zu machen.

Systematisches, sportliches Training beeinflusste meine Leistungen als Flieger und Luftkämpfer gut. Im Winter lief ich Ski und Schlittschuh, im Sommer trieb ich Leichtathletik und spielte Basketball. Das Basketballspielen gefiel mir, weil es Schnelle und Beweglichkeit verlangte und beim Spielen immer ein Geist des kollektiven Wettbewerbs herrschte. Den Ball aus dem Stand mit einem Sprung in den Korb zu werfen, erforderte ein sicheres Schätzungsvermögen für Entfernungen sowie genaue und aufeinander abgestimmte Körperbewegungen.

Es gab auch andere Spiele, die nicht weniger interessant und nützlich waren. Ich, als alter Basketballenthusiast, möchte jedoch die Gelegenheit benutzen, um zu sagen, daß Basketball das beste Spiel ist.

Tennis ist ebenfalls ein ausgezeichnete Sport. Er erfordert physische Widerstandsfähigkeit, gutes Augenmaß, Auffassungsgabe und Verstand. Leider aber gab es nirgends, wo ich arbeitete und lernte, Tennisplätze. Leider! Für einen Kriegerflieger ist Tennisspielen sehr nützlich, und nicht nur für einen Flieger, sondern auch für alle anderen Menschen. Tennis ist das einzige sportliche Spiel, das man von Kindheit an bis ins vorgerückte Alter spielen kann.

Als ich Mitglied der Partei wurde, erhielt ich den Auftrag, das „Kampfblatt“ zu redigieren. In ihm wurden Berichte der Flieger und Techniker über ihr Leben und ihr Studium veröffentlicht. In anderen Beiträgen wurde über die Erfolge der Flieger geschrieben, oder es wurden diejenigen kritisiert, die irgend etwas falsch gemacht hatten. Wir verknüpften die Herausgabe des „Kampfblattes“ mit wichtigen politischen Ereignissen in unserem Land. Eine der ersten Ausgaben erschien aus Anlaß der Reise N. S. Chruschtschows als Botschafter des Friedens und der Freundschaft 1959 in die USA.

Drei Tage vor der Abreise N. S. Chruschtschows aus Moskau nach Washington gab es zwei Ereignisse, die die Welt aufhorchen ließen: Ein mächtiges Schiff des Friedens fuhr auf die Newa, an die Stelle, wo in der stürmischen Oktobernacht des Jahres 1917 die legendäre „Aurora“ lag. Es war der Atomeisbrecher „Lenin“. Eine kosmische Rakete startete auf den Mond. Sie trug einen Wimpel mit unserem Staatswappen. Zwei rote fünfzackige Sterne leuchteten gleichzeitig auf. Der eine befand sich an der Rahe des Atomeisbrechers, der andere auf einer fernen interplanetaren Bahn.

„Einmal wird die Zeit kommen, da vom Mond Abbildungen der Mondnatur auf die Erde gelangen werden“, schrieben wir in unserem „Kampfblatt“.

Wir glaubten fest daran, daß der Mensch in den Kosmos vordringen und mit blitzartiger Geschwindigkeit die Erde umkreisen wird, daß eine Zeit anbrechen wird, in der Menschen zum Mond, zum Mars und zur Venus starten werden.

In den Rundfunksendungen und in den Zeitungen verfolgten die Flieger die triumphale Reise N. S. Chruschtschows durch die Städte der USA. Im Leninzimmer unseres Geschwaders hing eine Karte, auf der Chruschtschows Reiseroute verzeichnet war: Washington, New York, Los Angeles, San Francisco, Pittsburgh und wieder Washington. Überall kam es zu herzlichen Begegnungen, ein Ausdruck für die Freude und Begeisterung.

In dieser Zeit fühlte ich mich unwiderstehlich in den Kosmos gezogen. Ich las in Zeitungen und Zeitschriften alle Artikel, die damit zusammenhingen. Bei einem Treffen im Nationalen Presseklub in Washington fragten amerikanische Journalisten N. S. Chruschtschow: „Wann gedenken Sie einen Menschen auf den Mond zu schicken?“

„Wir schicken dann einen Menschen in den Kosmos, wenn die notwendigen technischen Voraussetzungen dafür geschaffen sein werden. Bis jetzt ist das noch nicht der Fall“, sagte N. S. Chruschtschow.

Diese Worte erregten und beruhigten mich zugleich. Ich wußte, daß in der Sowjetunion ernsthaft daran gearbeitet wurde, den Flug eines Menschen in den Kosmos vorzubereiten. Ich hatte noch Zeit, alles zu überlegen und schließlich in einem dienstlichen Schreiben darum zu bitten, mich als Kandidaten für den Flug in den Kosmos vorzumerken.

Ich hatte keinerlei Furcht, mein Leben noch einmal von vorn anzufangen.

Einige Tage nach der Rückkehr N. S. Chruschtschows aus den USA, als das amerikanische Volk und alle Völker der Welt sich noch einmal anschaulich vom Friedenswillen der Sowjetunion überzeugen konnten, starteten unsere Gelehrten die dritte kosmische Rakete. Sie umflog den Mond, fotografierte den von der Erde aus unsichtbaren Teil des Mondes und funkte die Fotografien zur Erde. Dieser neue, einzigartige Sieg brachte die Menschen erneut in Bewegung. Wieder drang der Ruhm der sowjetischen Wissenschaft von Kontinent zu Kontinent.

Das Leben eilte meinen Gedanken und Plänen voraus. Bis jetzt hatte ich geglaubt, noch Zeit zum Nachdenken zu haben, aber jetzt verstand ich, daß ich nicht länger zögern konnte.

Einen Tag später gab ich, entsprechend der militärischen

Ordnung, einen dienstlichen Bericht mit der Bitte ab, mich als Kosmonautenkandidaten aufzunehmen. Mir schien, daß die Zeit gekommen sei, die Gruppe der Kosmonauten zu ergänzen. Ich irrte mich nicht. Man beorderte mich vor eine spezielle medizinische Kommission.

Es war eine sehr kritische Kommission. Es war nicht so wie bei unseren alljährlichen medizinischen Untersuchungen. An diese Untersuchungen hatten sich die Flieger gewöhnt und sahen in ihnen nichts Besonderes. Hier wurden wir von Spezialisten untersucht – der erste war ein Augenarzt. Ich verstand, wie ernst alles gemeint war. Man untersuchte die Augen sehr genau. Man mußte eine Eins im Sehen haben, das heißt, man mußte frei und sicher aus einer bestimmten Entfernung die Tabelle mit all ihren Buchstaben und Zeichen von Anfang bis Ende lesen können. Es galt, die großen und kleinen Buchstaben und Zeichen vollkommen richtig herauszubekommen. Kritisch suchten sie eine etwa verborgene Schieläugigkeit und überprüften das Augenlicht im Dunkeln. Sehr sorgfältig wurde auch die Struktur des Auges untersucht.

Wir mußten nicht wie gewöhnlich einmal, sondern siebenmal zum Augenarzt kommen. Jedesmal begann alles von vorn: Tafeln mit Zahlen und Buchstaben, Prüfung des Farbempfindens. „Schauen Sie mit dem rechten Auge, dann mit dem linken, sehen Sie hierhin, dorthin . . .“ Mit einem Wort, der Arzt arbeitete nach dem Sprichwort: „Erst miß siebenmal ab und dann schneide.“ Er suchte und suchte, aber er fand nichts an meinen Augen.

Dann wurde die Fähigkeit, unter komplizierten Bedingungen zu arbeiten, überprüft. Es sollten arithmetische Aufgaben mit Zahlen, die man zunächst in einer speziellen Tabelle suchen mußte, gelöst werden. Dabei wurden die Schnelligkeit der Arbeit und die richtige Antwort bewertet. Zunächst schien es einfach, die Aufgaben zu lösen. Aber plötzlich wurde ein Lautsprecher eingeschaltet, aus dem eine monotone Stimme die Lösung vorzusagen begann. Statt zu helfen,

störte die Stimme, wenn man sich orientieren wollte. Man begann, unaufmerksam zu werden und mußte sich zwingen weiterzuarbeiten, ohne den „dienstefrigen Freund“ zu beachten.

Es war schwer, und doch war es erst der Anfang. Später kamen noch ganz andere Dinge.

Viele Ärzte untersuchten uns, und jeder war streng wie ein Staatsanwalt. Es hatte keinen Zweck, sich über ihr Urteil zu beschweren. Die Kommission schickte unerbittlich Kandidaten der Kosmonautengruppe wieder nach Hause, wenn Therapeuten oder Neuropathologen, Chirurgen oder Laryngologen bei ihnen eine Krankheit festgestellt hatten. Man maß uns kreuz und quer, es schien, als ob sie auf unserem Körper das Morsealphabet klopften. Man drehte uns in Spezialgeräten und prüfte uns auf Herz und Nieren. Hauptgegenstand der Untersuchung war das Herz. Am Herzen lasen die Ärzte alles ab.

Wir konnten nichts verbergen. Eine komplizierte medizinische Apparatur fand alles, sogar die kleinsten Mängel unserer Gesundheit.

Der erfahrene Flugarzt Jewgeni Alexejewitsch leitete die Kommission. Er war ein stattlicher Mann mit blauen Augen. Er verfügte, daß die gesamte Kosmonautengruppe zu ihm kam, auch die, die wegen kleiner Mängel in ihrer Gesundheit bereits ausgeschieden waren.

Sie fuhren nach Hause und behielten ihn trotzdem in guter Erinnerung.

„Seid nicht böse auf die Medizin, Kinder“, scherzte er, als er sie begleitete. „Fliegt weiter, aber bleibt in der Stratosphäre.“

Viele schieden aus, von zehn blieb nur einer. Aber auch er wußte nicht, ob ihn nicht die nächste Kommission, die Jewgeni Alexejewitsch beim Abschied ankündigte, zum Ausscheiden zwingen würde. Er riet mir, mich auf diese Kommission vorzubereiten.

Die erste Etappe hatte ich nun hinter mir, ich gab die Hoffnung nicht auf. Ich kehrte ins Regiment zurück und wartete. Die Zeit verging schnell. So wie früher ging ich morgens auf den Flugplatz, flog über Land und Meer, hatte im Regiment Dienst, fuhr in der Freizeit Ski und lief mit Walja auf den „Norwegern“ einige Kreise auf der Garnisonseisenbahn. Lena überließen wir der Obhut der Nachbarn. Wie früher war ich Redakteur des „Kampfblattes“, spielte bei der Tochter Kindermädchen, las Shakespeares Tragödien und Tschechows Erzählungen. Zum zweitenmal las ich Victor Hugos Roman „Die Arbeiter des Meeres“.

Ich wartete, wartete und wartete auf die Aufforderung. Es ist schwer, wenn einer allein warten muß. Walja wußte noch nichts. Auch von meiner ersten Reise zur medizinischen Kommission hatte ich ihr nichts gesagt. Sie glaubte, es sei eine gewöhnliche Kommandierung zur Erledigung einer dienstlichen Angelegenheit gewesen. Mich plagte das Gewissen, denn wir hatten sonst keine Geheimnisse voreinander. Aber das hier war eine ungewöhnliche Angelegenheit, und da war es schon besser, erst einmal zu schweigen. Auch Jewgeni Alexejewitsch und der Regimentskommandeur rieten mir das.

Ein Tag nach dem anderen verging. Es schien, als hätte man vergessen, mir zu sagen, daß ich nicht in Frage käme. Nun ja, ich war nicht groß, fast schwächig, und mit dem Bizeps konnte ich auch nicht gerade prahlen. Zusammen mit mir waren ein paar Jungen bei der Kommission gewesen, die alles hatten, was notwendig war:

Sie sahen frisch aus, hatten „Gardemaß“, waren breitschulterig, strotzten vor Gesundheit. Wie sollte ich mich mit ihnen messen. Ich bemühte mich, meinen Bericht und die Kommission zu vergessen, aber ich konnte es einfach nicht.

Walja hatte mit dem Töchterchen zu tun, war viel mit Aufträgen des Frauenkomitees beschäftigt und träumte von der Zeit, da sie mit ihrem Studium am Medizinischen Institut be-

ginnen würde. Abends, wenn wir uns zu Hause trafen, schaute sie mich hin und wieder mit einem seltsam fragenden Blick an, so als ob sie erraten hätte, was in mir vorging.

„Du wirst doch nicht krank werden, Jura“, forschte sie, und wie alle Mediziner das zu tun pflegen, riet sie, die Temperatur zu messen. Folgsam steckte ich das Thermometer unter den Arm. Aber die Quecksilbersäule wollte nicht über 36,6 ansteigen. Ich hatte eben eine Krankheit, für die es in der Medizin noch keine Bezeichnung gab – der Drang in den Kosmos quälte mich. Ich wußte, daß mich von dieser Krankheit kein Arzt heilen konnte. Als ich schon völlig verzweifelt war, als ich meinte, daß es keine Hoffnung mehr für mich gäbe, kam ein Schreiben! Man forderte mich auf, wieder vor der Kommission zu erscheinen. Ich fuhr hin. Auch diesmal sagte ich Walja nicht, wohin und warum man mich rief. Alles wiederholte sich wie am Anfang. Aber die Ärzte stellten jetzt doppelt so große Anforderungen. Alle Analysen erwiesen sich als gut, in meinem Organismus hatte sich nichts verändert. Jeweni Alexejewitsch war zufrieden.

„Das Weltall wird Ihnen nichts ausmachen“, sagte er.

Das waren die angenehmsten Worte, die ich hören konnte. Die klinische und psychologische Untersuchung, die von der ersten Kommission begonnen worden war, wurde fortgesetzt. Abgesehen von der Feststellung des Gesundheitszustandes suchten die Ärzte nach jedem noch so verborgenen Mangel und nach Anzeichen für die Verminderung der Widerstandsfähigkeit des Organismus durch die Faktoren des kosmischen Fluges. Sie beurteilten die Reaktionen, wenn diese Faktoren wirkten. Die Überprüfung erfolgte mit Hilfe der neuesten biochemischen, physiologischen, elektrophysiologischen und psychologischen Methoden. Es wurden spezielle Funktionsproben angestellt. In der Unterdruckkammer wurden wir den verschiedensten Belastungsproben mit verdünnter Luft ausgesetzt. Sie erprobten die Atmung mit Sauerstoff unter den Bedingungen des erhöhten Drucks und dreh-

ten uns auf der Zentrifuge wie auf einem Karussell. Die Ärzte stellten fest, wie unser Gedächtnis arbeitete, wie leicht wir etwas erfaßten, welche Fähigkeiten wir zu schnellen, genauen und konzentrierten Bewegungen besaßen.

Bei der Auswahl interessierte man sich auch für den Lebenslauf, für die Familie, für die Kameraden, für die gesellschaftliche Arbeit. Beurteilt wurde nicht nur die Gesundheit, sondern es wurden auch die kulturellen und sozialen Faktoren berücksichtigt.

Für den Flug in den Kosmos wurden Begeisterung, Intelligenz, kräftige Nerven, unbeugsamer Wille, Standhaftigkeit, frische und Lebensfreude gebraucht. Man wollte, daß der künftige Kosmonaut sich orientieren konnte und bei schwierigen Flugbedingungen geistesgegenwärtig war, daß er im Handumdrehen auf Veränderungen reagierte und in allen Fällen die richtigen Entscheidungen traf.

Die Untersuchung dauerte einige Wochen. Wieder schieden ein paar Jungen aus. Ich blieb unter den ausgewählten Fliegern, unter den Kosmonautenkandidaten.

Nach einigen Tagen wurde unsere ganze Gruppe vom Oberkommandierenden der Luftstreitkräfte, Konstantin Andrejewitsch Werschinin, empfangen. Während dieses Treffens, an dem zahlreiche verdiente Generale unserer Luftflotte teilnahmen, hatte ich ein schönes Erlebnis: Ich sah einen der ersten Helden der Sowjetunion – Nikolai Petrowitsch Kamanin. Ich hatte eine ganze Menge von ihm gehört. Sein ehemaliger Regimentskamerad, der Leiter des Saratower Aeroklubs, G. K. Deneszenko, hatte mir von ihm berichtet.

Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich, der junge Offizier, Gelegenheit, mich mit dem Oberkommandierenden unserer Luftstreitkräfte zu unterhalten. Er sprach mit uns wie ein Vater mit seinen Söhnen. Er interessierte sich für den Dienstablauf, für die Familienangelegenheiten, erkundigte sich nach Frau und Kind. Und am Schluß der Unterhaltung sagte er, daß die Heimat auf uns rechne.

Ich mußte mein Regiment verlassen, nahm Abschied von meinen Kameraden und fuhr zum neuen Einsatzort. Für mich begann ein neuer, der interessanteste Abschnitt meines Lebens.

An meinem Geburtstag kehrte ich nach Hause zurück. Walja wußte, daß ich kam, deshalb hatte sie im Ofen einen Kuchen gebacken, den sie mit meinen Anfangsbuchstaben und der Ziffer „26“ garniert hatte. Da war man vor gar nicht allzulanger Zeit erst ganze sechzehn Jahre alt gewesen, und nun war man schon sechsundzwanzig. Aber ich schaute immer noch so begeistert in diese weite, von Sonnenlicht überflutete Welt wie damals, als ich Lehrling war.

Zum Kaffee kamen meine Kameraden und Waljas Freundinnen. Und obwohl noch niemand etwas Genaues wußte, vermuteten sie, daß wir bald die Garnison verlassen würden. Walja hatte ich gesagt, mir sei eine Arbeit als Testflieger übertragen worden und deshalb würden wir ins Zentrum des Landes übersiedeln. Sie erzählte diese Neuigkeiten ihren Freundinnen. So dachten alle: Juri wird Testflieger, er wird neue Maschinen ausprobieren. Deshalb wurde dann bei Tisch auch viel über Testpiloten erzählt. Das Gespräch drehte sich um den Kampf unserer Luftflotte um Schnelligkeit, Höhe und Weite der Flüge. Wir erinnerten uns, daß in der letzten Zeit zahlreiche Testpiloten neue Weltrekorde für die Heimat errungen hatten: Wladimir Iljuschin erreichte auf einer „T-431“ eine Höhe von fast dreißig Kilometern. Georgi Mossolow flog mit einer „E-66“ fast zweieinhalbmals so schnell wie der Schall. Walentin Kowaljow erreichte eine noch größere Höhe und verbesserte die Tragfähigkeit unserer Passagierflugzeuge. Diese drei Piloten waren am Vorabend des Jahres 1961 im Kreml mit dem Goldenen Stern eines Helden der Sowjetunion ausgezeichnet worden. Aber auch viele andere Luftfahrtspezialisten bemühten sich, unsere Luftflotte zu entwickeln.

„Jetzt ist die Reihe an dir, Juri“, scherzte Anatoli Rosljakow,

der Sekretär unserer Parteiorganisation. Er glaubte irgendwie fest daran, daß ich etwas Außergewöhnliches leisten werde. Ich hörte den Genossen zu und schwieg. Es standen ja Rekorde bevor, vor denen alle bisher erzielten verblassen würden. Ich erinnerte mich an die Flieger, mit denen ich zum Empfang beim Oberkommandierenden der Luftstreitkräfte war. Jeder dieser Jungen brannte vor Entschlossenheit. Alle waren bereit, ihre ganze Kraft für die Vorbereitung eines solchen Fluges einzusetzen.

Ich fühlte, daß jeder von ihnen einen kosmischen Rekord aufstellen könnte, der eine früher, der andere später. Das würde eine Frage der Zeit sein.

Der Plattenspieler war angestellt. Boris Wdowin deklamierte seine neuen Verse, dann sangen wir im Chor. Schließlich unterhielten wir uns über das vom Obersten Sowjet verabschiedete Gesetz über die bedeutende zahlenmäßige Verminderung unserer bewaffneten Streitkräfte.

Das Gesetz begeisterte alle Offiziere des Regiments, und alle Gespräche drehten sich verständlicherweise um dieses Thema.

„Du wirst Testpilot“, sagte Wdowin, „und ich werde höchstwahrscheinlich ins ‚bürgerliche Leben‘ zurückkehren. Siehst du, für jeden beginnt etwas Neues.“

Die Genossen verstanden, daß das Gesetz auch unser Regiment berühren würde. Die Raketentruppen waren zur wichtigsten Waffengattung der Sowjetarmee geworden. Die Rakete verdrängte langsam das Flugzeug und auch die Artillerie. Unsere mächtige Armee und unsere Flotte erhielten ein neues Aussehen. Zahlenmäßig hatten sie sich verringert, die Feuerkraft aber war größer geworden.

Wer aus den Reihen der bewaffneten Streitkräfte ausschied, dem garantierte das Gesetz Wohnung und Arbeit. Die Zeitungen veröffentlichten Fotos und Berichte über Einheiten, die geschlossen zu den Großbauten des Siebenjahrplans oder in die Neulandgebiete gefahren waren.

Eines Tages berichteten Rundfunk und Zeitungen über die Heldentat von vier sowjetischen Soldaten, die während eines Sturmes in einem Lastkahn auf den Stillen Ozean getrieben worden waren. Sie bewiesen Ausdauer und Mut und überwand, was scheinbar nicht zu überwinden war. Aschat Siganschin, Anatoli Krjutschkowski, Filipp Poplawski und Swan Fedotow waren echte Sowjetmenschen. Ihre dramatische Geschichte erregte alle Flieger. Jeder der vier hatte sich als ein Mensch erwiesen, den Tapferkeit, Widerstandskraft und unbeugsamer Siegeswille auszeichnete. Mit ihrem zerbrechlichen Schiffchen gerieten sie in einen Hurrikan. Es schien, als gäbe es keinerlei Aussicht auf Rettung. Aber die Jungen gaben den Kampf nicht auf. Obwohl sie noch jung waren, hatten sie bereits manches Lehr- und Arbeitsjahr hinter sich, hatten Erfahrungen sammeln können. Sie waren ein kleines, festgefügtes Kollektiv, von der Partei und vom Komsomol erzogen. Sie teilten jeden Tropfen Wasser, jedes Krümelchen des weichgekochten Leders ihrer Stiefel. Sie bewiesen, was echte Kameradschaft war.

Die Tat dieser vier mutigen Jungen entsprach genau meiner Stimmung. Ich wollte Schwierigkeiten genauso bewältigen wie sie, furchtlos den entfesselten Elementen entgegentreten, den Kampf mit ihnen aufnehmen, denn der Kosmos barg ja auch viele Gefahren.

Zu Hause wurde alles für die Abreise vorbereitet. Wir bedauerten, von den Kameraden, von der geliebten rauhen Natur, vom strahlenden Nordlicht scheiden zu müssen.

Zum letzten Male gingen wir zur Küste, sahen den Wellenschlag der Brandung und die Möwen, die über den granitnen Felsen kreisten. Dann stiegen wir hinunter zum Friedhof und standen lange am Grabe Juri Dergunows. Er hätte ein bedeutender Flieger werden können, dachte ich, und ist auf so dumme Art und Weise ums Leben gekommen.

Wir legten Kiefernzweige auf das Grab des Kameraden, und in wehmütiger Stimmung gingen wir nach Hause.

Am Abend verließ unsere kleine Familie das Städtchen, die Freunde begleiteten uns. Was erwartete uns? Auf diese Frage konnte niemand eine Antwort geben.

Zu unserem neuen Wohnort flogen wir. Walja konnte Luftreisen schlecht vertragen, aber sie erklärte sich trotzdem mit diesem Flug einverstanden, weil sie wußte, daß man schon auf mich wartete. Wir lebten uns schnell ein, und gemeinsam mit den neuen Kameraden nahm ich meine Arbeit auf.

Vor allem wurden wir mit allem vertraut gemacht, was einen Menschen bei seiner Reise in den Kosmos erwartete. Der Militärarzt Wladimir Iwanowitsch, eine der größten Kapazitäten der Luftfahrtmedizin, erzählte ausführlich von den Faktoren, die der lebende Organismus bei Flügen in den kosmischen Raum antreffen konnte. Alle diese Faktoren ließen sich in drei Kategorien einteilen. Zur ersten rechnete Wladimir Iwanowitsch die Faktoren, die vom physischen Zustand des kosmischen Raumes abhängig waren: der niedrige Ärometerdruck – faktisch ein Vakuum, die andere Zusammensetzung des Gasmediums als auf der Erde, die heftigen Temperaturschwankungen, die ionisierende Strahlung, die Meteoritengefahr. Zur zweiten Kategorie zählte der Professor alle Faktoren, die mit dem Flug der Rakete zusammenhingen: Lärm, Vibration, starke Belastung, Schwerelosigkeit. Und zur dritten Kategorie rechnete er schließlich die künstliche Atmosphäre im Raumschiff, das beschränkte Ausmaß der Kabine, die verminderte Bewegungsmöglichkeit des Menschen in der Kabine, seine Spannkraft, die Belastung der Nerven, seine Geistesverfassung und schließlich die Unbequemlichkeit, die der Spezialanzug mit sich brachte.

All das war neu und interessant. Wir hörten es mit angehaltenem Atem, um ja kein Wort zu verpassen. Für uns öffnete sich die Tür in die Welt der Wissenschaft.

Tag für Tag malten uns Wladimir Iwanowitsch und andere

Fachleute ein hinreißendes Bild. Und dieses Bild vermittelte uns das, was die Gelehrten bereits erforscht hatten, es zeigte, wie sich die Faktoren des kosmischen Fluges auf den lebenden Organismus auswirkten. Wir erfuhren, daß schon seit 1951, außer den Laboratoriumsversuchen in den Instituten, biologische Forschungen mit Raketen durchgeführt wurden. Der erste dieser Flüge verlief erfolgreich. Es wurde eine Höhe von hundertzwölf Kilometern erreicht und bewiesen, daß kurze Aufenthalte von Lebewesen im Kosmos möglich waren.

Bald darauf wurde folgender Versuch unternommen: Ein Tier wurde in einen Überdruckanzug und dann in eine hermetisch abgeschlossene Kabine gesteckt. Die Landung sollte aus großer Höhe mit einem Fallschirm erfolgen. Aus einer Höhe von etwa neunzig Kilometern dauerte die Landung fünfundsechzig Minuten.

„Bald erreichten wir mit diesen Raketen eine Höhe von zweihundert Kilometern“, erzählte uns Wladimir Iwanowitsch. „Auch diese Flüge brachten gute Resultate.“

Die Raketen trugen die Tiere immer höher in den Weltraum. Bei einigen Versuchen gelangten die Tiere bis zu Höhen von vierhundertfünfzig Kilometern, bis zu dem Gürtel aus Teilchen mit hohen Energien. Durch diese wissenschaftlichen Untersuchungen wurde festgestellt, welche Möglichkeiten für den Aufenthalt von Lebewesen im Weltraum bestanden.

Die sowjetischen Forscher wählten als Objekte für die Erforschung der biologischen Bedingungen des kosmischen Fluges Hunde. Hunde sind ruhige Tiere, ihre Physiologie ist bekannt, sie lassen sich trainieren und auf den Flug vorbereiten.

Ähnliche Untersuchungen wurden und werden auch jetzt noch in den USA durchgeführt. Die Amerikaner nahmen jedoch ihre Versuche an kleinen Nagetieren, an Mäusen und an kleinen Affen vor. Sie schickten diese Äffchen unter Nar-

kose in den Weltraum, wodurch die Hirnrinde für eine bestimmte Zeit ausgeschaltet war.

„Das widerspricht der Lehre des großen russischen Physiologen Pawlow; wir verzichteten auf solche Versuche“, erklärte uns Wladimir Iwanowitsch.

Wir alle erinnerten uns an den bekannten Flug des Hundes Laika im zweiten künstlichen Erdsatelliten. Im Unterschied zu den früheren Untersuchungen ermöglichte der Flug dieses Hundes die Erforschung der Auswirkungen der ständigen Beschleunigung, während der Sputnik auf seine Bahn gebracht wurde, und der folgenden, einige Tage währenden Schwerelosigkeit. Physiologische Beobachtungen an Laika, die mit Hilfe verschiedener feinsten Geräte durchgeführt wurden, dienten als Grundlage für die Ausarbeitung von Methoden und Apparaturen, die den gefahrlosen Flug des Menschen im Weltraum gewährleisteten.

„Es ist tatsächlich so, Freunde“, sagte einer der Flieger unserer Gruppe nach einem Vortrag von Wladimir Iwanowitsch, „der Hund ist der beste Freund des Kosmonauten!“

Das Bild Laikas finden wir auf Briefmarken, Ansichtskarten und Zigarettenschachteln. Sie hat aber mehr verdient. Vielleicht wird bald ihr Standbild geschaffen, so wie in Koltuschi bei Leningrad die Bronzeplastik des unbekannten Hundes, des Versuchstieres der Medizin, steht.

Für uns waren ideale Bedingungen geschaffen. Wir hatten alles, nichts lenkte uns von der interessanten Ausbildung ab, bei der wir mit Feuereifer dabei waren. Voller Achtung blickten wir auf unsere Ärzte. Sie legten die Maßnahmen fest, die das Leben und die Gesundheit des Menschen in der Kabine des Weltraumschiffes gewährleisteten, sie halfen aktiv mit, das Weltraumschiff zu schaffen, arbeiteten an der Entwicklung eines zuverlässigen Schutzanzuges und der medizinischen Registrierapparaturen.

Ich setzte mich häufig auf die Gartenbank unter einen Baum, der schon dicke Knospen hatte, und überlegte. Es war manchmal angenehm, allein zu sein und Gedanken und Eindrücke des Tages zu ordnen. Meist war es beim Sonnenuntergang, wenn die Natur von einem rosa Schimmer überhaucht war, oder abends, wenn die glitzernde Milchstraße den Himmel umgürtete.

Einerseits scheut der Mensch Veränderungen, andererseits hat er sie gern. Unser Leben verändert sich zum Besseren. Ich dachte darüber nach, welch einen riesigen Umfang die Arbeiten zur Erschließung des Weltraumes in der Sowjetunion angenommen hatten und was sie an Geld und Mühe kosteten. Wladimir Iwanowitsch sagte einmal, Nikita Sergejewitsch Chruschtschow sei über alle Fortschritte informiert, er interessiere sich lebhaft für alle Arbeiten und fordere von den Forschern, das Risiko nicht nur für das Leben, sondern auch für die Gesundheit des Kosmonauten auf ein Minimum einzuschränken.

Man machte uns mit den Ausbildungsplänen zur Vorbereitung für kosmische Flüge vertraut. Es war ein umfangreiches Programm. Dazu gehörten Kenntnisse in den wichtigsten theoretischen Fragen und auch praktische Fertigkeiten, wie die Bedienung der Apparate und Geräte des Weltraumschiffes. Wir mußten etwas wissen über die Grundlagen der Raketen- und der Raumflugtechnik, über die Konstruktion des Schiffes sowie über Astronomie, Geophysik und kosmische Medizin. Es standen Flüge in Flugzeugen unter den Bedingungen der Schwerelosigkeit bevor, viele Trainingsstunden im Modell einer Kabine des Weltraumschiffes, in besonders eingerichteten, schallisolierten Kabinen, in Wärmekammern, in der Zentrifuge und auf dem Vibrationsstand. Es gab also sehr viel zu tun. Bis zur Einsatzfähigkeit für den Flug in den Weltraum war es noch sehr, sehr weit.

Bald begann der Unterricht. Er war völlig anders als im Technikum, in der Schule oder beim Regiment. Hier

herrschte absolute Ruhe, mit uns arbeiteten namhafte Fachleute. Jeder dieser Männer hatte wichtige theoretische Arbeiten geschrieben, jeder hatte einen wichtigen Teil zur sowjetischen Wissenschaft beigesteuert.

Unser Arbeitstag begann mit einer Stunde Frühsport. Das geschah unter freiem Himmel, bei jedem Wetter. Ärzte kontrollierten uns. Es gab auch besondere Übungen, wie Turnen, Ballspiele, wir sprangen vom Brett und vom Turm ins Wasser, turnten am Reck und am Barren, übten auf dem Fechtboden und mit der Scheibenhantel. Wir schwammen viel und tauchten. Wer nicht schwimmen kann und wasserscheu ist, aus dem kann kein Kosmonaut werden. Hierbei lernten wir, unseren Körper zu beherrschen und stählten seine Widerstandskraft gegen längere körperliche Belastungen.

Diesem Ziel diente auch das Fallschirmspringen, das auf dem Flugplatz in der Nähe des Flusses durchgeführt wurde.

Kurz bevor ich zu diesem Flugplatz fahren sollte, kam ein Telegramm aus Orenburg: Iwan Stepanowitsch, Waljas Vater, war schwer erkrankt. Wir berieten und beschlossen, daß in der Zeit, in der ich meine Fallschirmsprünge absolvierte, Walja mit dem Töchterchen zu den Verwandten fahren sollte. Das war notwendig, weil ihre Mutter, Warwara Semjonowa, sich auch nicht wohl fühlte. So wurde es dann auch gemacht.

Nach dem ersten Fallschirmabsprung, im Fliegerklub in Saratow, war ich nur noch viermal gesprungen: in der Fliegerschule in Orenburg und beim Regiment. Es waren die üblichen Trainingssprünge gewesen, die jeder Flieger machen mußte. Jetzt jedoch standen besonders schwierige Sprünge auf dem Ausbildungsplan. Besondere Aufmerksamkeit wurde den Sprüngen mit verzögertem Öffnen des Fallschirms und dem Landen auf Wasser zugewandt.

Wir wurden vom Verdienten Meister des Sports Nikolai

Konstantinowitsch trainiert, einem der bekanntesten sowjetischen Fallschirmspringer. Er ist Besitzer mehrerer Weltrekorde, unter anderem auch des Rekords im Verzögerungssprung, bei dem er über 14 500 Meter frei fiel, bevor er den Fallschirm öffnete. Es war sehr interessant, bei einem solchen Meister zu lernen. Er konnte uns vieles lehren: wie man zum Sprung ansetzte, wie der Körper beim freien Fall gesteuert wurde, wie der Abstand zur Erde bestimmt wurde und wie man auf der Erde und auf dem Wasser landete.

In kurzer Zeit bin ich etwa vierzimal gesprungen. Doch kein Absprung glich dem anderen. Jeden Absprung erlebte ich anders, und jedesmal war ich erregt und froh zugleich. Mir gefiel das feine Prickeln, das den Körper vor dem Absprung erfaßte, und der Ruck und der Wirbel des Sprunges.

Fallschirmsprünge formen den Charakter und festigen den Willen. Darum ist es gut, daß bei uns Hunderttausende junger Menschen diesen kühnen Sport betreiben.

Während der Erholungspausen erzählte uns Nikolai Konstantinowitsch, ein herzlicher Mensch und ein ausgezeichnete Plauderer, Episoden aus seiner reichen Praxis. So erfuhren wir Begebenheiten aus dem Leben von Nikolai Jewdokimow und Konstantin Kaitonow, den Pionieren der Absprünge mit verzögertem Öffnen des Fallschirms, von Wassili Romanjuk mit seinen mehr als dreitausend Absprünge, von Pjotr Dolgow, Alexander Sawin, Nedjeshda Prjachina, Walentina Seliwerstowa und vielen anderen sowjetischen Sportlern. Die von Nikolai Konstantinowitsch genannten Beispiele waren nicht nur interessant, sondern auch lehrreich. Sie zeigten anschaulich, wie sich der Fallschirmspringer in der Luft zu verhalten hatte.

Als wir die vorgeschriebenen Absprünge mit längerer Verzögerung bis zum Öffnen des Fallschirms durchführten, kam es bei mir und auch bei meinen Kameraden vor, daß wir in den sogenannten „Korkenzieher“ hineingerieten. Das ist sehr unangenehm. Man dreht sich plötzlich um die eigene Achse,



Für Gagarins Frau Valentina werden die Minuten des Fluges zu Stunden



Wieder auf der Erde



Ankunft in Wnukowo



Nikita Cbruschtschow und Juri Gagarin auf dem Flugplatz in Wnukowo



Nikita Chruschtschow mit den Eltern des ersten Kosmonauten



Boris Polevoi schenkt Juri Gagarin sein Buch „Der wahre Mensch“



Ein Autogramm vom ersten Kosmonauten



*In einer Fernsehsendung berichtet Juri Gagarin
von seinem Flug in das Weltall*

als ob man von einer riesigen Kraft wie eine Spirale in die Luft hineingeschraubt wird, der Kopf wird bleischwer, die Augen schmerzen, und eine große Schwäche erfaßt den Körper. Im „Korkenzieher“ verliert der Fallschirmspringer sein Orientierungsvermögen, er wird mit gewaltiger Kraft umhergewirbelt und fühlt sich vollkommen hilflos. Nikolai Konstantinowitsch zeigte uns, daß man aus dem „Korkenzieher“ herauskam, wenn man Arme und Beine als Steuerruder benutzte. Er empfahl uns, die flache Lage, mit dem Gesicht zur Erde, einzunehmen und Arme und Beine auseinanderzubreiten. Diese Lage bevorzugte übrigens einer der bekanntesten Versuchs-Fallschirmspringer, Wassili Romanjuk. In dieser Lage war die Stabilität im freien Fall am besten gesichert. Wir konnten uns noch oft davon überzeugen.

Als die Ausbildung im Fallschirmspringen beendet war, erhielten wir alle Urkunden und Abzeichen. Auf dieses Abzeichen war ich sehr stolz und befestigte es glücklich unter dem Zeichen des Kriegsflegers der dritten Klasse an meinem Rockaufschlag. Auf dem Flugplatz erhielt ich häufig Post von Walja aus Orenburg. Im allgemeinen war sie nicht sehr fleißig im Schreiben, jetzt aber kam ein Brief nach dem anderen. Ich merkte damals nicht, daß diese Briefe die Sorge und den Kummer überdecken sollten, denn ihr Vater Iwan Stepanowitsch war gestorben. Walja teilte es mir jedoch erst mit, als wir mit unseren Sprüngen fertig waren. Sie war ein lieber, aufmerksamer Freund und wollte mich nicht ablenken; sie wußte, daß es sich auf meinen seelischen Zustand auswirken konnte, also auch auf die schwierigen Aufgaben, die ich damals erfüllen mußte.

Nach Abschluß der Ausbildung im Fallschirmspringen kehrte ich nach Hause zurück. Es war an dem Tag, als in der Sowjetunion das erste Raumschiff auf die Sputnikbahn gebracht worden war.

Am nächsten Morgen veröffentlichten alle Zeitungen die TASS-Mitteilung, in der das Gewicht von viereinhalb Tonnen und die Ausrüstung dieses Raumschiffes bekanntgegeben wurden. An Bord des Raumschiffes befand sich eine hermetisch abgeschlossene Kabine mit einer Last, die dem Gewicht eines Menschen entsprach und mit allem, was für den künftigen Flug des Menschen in den Weltraum erforderlich war, sowie verschiedenen Apparaturen mit Stromquellen.

Das sowjetische Raumschiff trat seinen Siegeszug um unseren Planeten an. Es flog über Paris, London, San Francisco, Melbourne, Ottawa und andere Städte vieler Länder, es kündete von einer neuen Epoche des Kampfes der sowjetischen Wissenschaft beim Vordringen in den Weltraum. Es war eine herrliche Tat, die die Macht der Menschen über die Natur vergrößerte. Wir sahen, daß unser Planet gar nicht so groß war, wenn ein von Menschenhand geschaffener Flugkörper ihn in der kurzen Zeit von neunzig Minuten umrunden konnte.

„Mit einem solchen Schiff werden wahrscheinlich auch wir fliegen“, war unsere Meinung.

Wir wußten, daß das Raumschiff schon gebaut war, daß jetzt die Ausrüstung befestigt und überprüft wurde, die den sicheren Flug, die Rückkehr auf die Erde und die erforderlichen Lebensbedingungen für den Menschen während des Fluges gewährleisten sollte. Wir mußten uns mit dem Lernen beeilen, sonst war schließlich das Raumschiff endgültig ausgerüstet und überprüft, wir jedoch noch nicht auf einen Flug in kosmische Weiten vorbereitet. Jeder von uns ging mit noch größerer Energie an den Unterricht und die Übungen.

Jetzt kam auch die Zentrifuge an die Reihe. Das ist ein sehr einfaches Gerät, mit dessen Hilfe der Organismus an das Ertragen großer Belastungen gewöhnt werden soll. Schematisch kann man sich die Zentrifuge als eine Achse vorstellen, die auf eine Stange aufgesetzt ist. An einem Ende der Stange ist die Kabine für den Menschen befestigt, am anderen Ende

ein Ausgleichsgewicht. Je rascher die Zentrifuge rotiert, um so größer sind die Beschleunigungen, und um so stärker spürt der Organismus die Überbelastung.

Ich trainierte oft auf der Zentrifuge und spürte jedesmal, daß mein Körper schwerer wurde. Etwas Ähnliches hatten wir schon beim Fliegen erlebt, wenn das Flugzeug in scharfer Kurve aus dem Sturzflug herauskam. Dann drückte auf mich eine ungeheure Last, die mich in den Sitz der Fliegerkabine hineinpreßte; keinen Finger konnte ich rühren, und es war, als ob Nebel vor meinen Augen sei. Das war die Auswirkung der Überbelastung, wenn das Gewicht des menschlichen Körpers um ein Mehrfaches größer wurde.

Diese Erscheinung würde sich beim Start des Raumschiffes und bei seinem Verlassen der Kreisbahn noch viel stärker und zeitlich länger bemerkbar machen. Wir setzten das Training auf der Zentrifuge fort. Im Unterschied zum Flieger in der Flugzeugkabine nahmen wir eine liegende Stellung ein, dadurch verteilte sich die Überbelastung gleichmäßiger auf den ganzen Körper. Der Druck war sehr hoch! Die Augen konnte man nicht schließen, das Atmen war erschwert, die Gesichtszüge verzerrt, die Zahl der Herzschläge erhöhte sich, der Blutdruck stieg, und das Blut wurde schwer wie Quecksilber.

Während der Trainingsstunden auf der Zentrifuge wurden wir an immer größere Beschleunigungen gewöhnt. Ich wurde langen und zahlreichen Überbelastungen unterworfen. An die Zentrifuge war eine sehr feine und komplizierte elektrophysiologische Apparatur angeschlossen. Sie diente zum Registrieren des physischen Zustandes und der Funktionsfähigkeit des Organismus. Unsere Aufmerksamkeit und die Schnelligkeit der Auffassung wurden kontrolliert, wir mußten bestimmte Bewegungen ausführen. Bei ungeheurer Geschwindigkeit mußten wir Zahlen von eins bis zehn, die plötzlich auf einer Leuchttafel erschienen, nennen und uns einprägen. Je höher die Zahl war, um so kleiner war ihre Größe

auf der Leuchttafel. Ich konnte auch bei der Höchstgeschwindigkeit die Sieben oder Acht erkennen und nennen.

Wir, die Kandidaten für den Weltraum, beschäftigten uns jedoch nicht nur mit der Theorie und mit dem Training, sondern führten auch ein festes Gemeinschaftsleben. Es wurden Wandzeitungen herausgegeben. Sie erschienen, unserer Stimmung entsprechend, unter den Namen „Mond“, „Mars“ oder „Venus“. Einmal erschien ein Artikel über mich, in dem stand, daß ich der Beste beim Studium der Theorie sei, und später wurde mitgeteilt, daß ich auch beim Training der beste Schüler sei. Obwohl diese Artikel mit der Hand geschrieben wurden und jeweils nur in einem Exemplar erschienen, das nur von wenigen Menschen gelesen werden konnte, freute ich mich doch sehr über dieses Lob meiner Kameraden.

Es muß aber gesagt werden, daß alle fleißig lernten und trainierten, denn wir wußten, daß verlorene Zeit nie wieder einzuholen war.

Sicherlich wurden Wissenschaft und Technik nicht oft mit einer solchen Begeisterung studiert wie in unserer Gruppe. Kameradschaftlich halfen wir uns untereinander. Sobald bei einem von uns etwas nicht klappte, unterstützten ihn die anderen mit Rat und Tat. Obwohl wir miteinander im Wettbewerb standen, sahen wir doch im anderen nicht den Konkurrenten, sondern den Freund, den Kameraden, der zum gleichen Ziele strebte. Wir wußten, daß der erste Weltraumfahrer einer von uns sein würde, aber eben nur einer. Wir wußten aber auch, daß die anderen ebenfalls ihre Aufgabe bekommen würden, daß sie dann noch mehr als der erste leisten mußten und das fortsetzen würden, was er begonnen hatte.

Wir waren ein gutes und festes Kollektiv, so wie die vier kühnen Sowjetsoldaten, die die Elemente im Stillen Ozean bezwungen hatten.

Ich wollte als Mitglied der Partei in den Kosmos fliegen. Es war schon zu einer Tradition geworden, daß die Sowjetmenschen vor großen, lebensentscheidenden Ereignissen zur Partei Lenins kamen und um Aufnahme in ihre Reihen baten. So taten es die Aktivisten der ersten Fünfjahrpläne, so handelten die Helden des Großen Vaterländischen Krieges, und so handeln die Sowjetmenschen auch heute.

Meine Kandidatenzeit war abgelaufen. Die Regimentskameraden aus dem Norden schickten mir ihre Bürgschaften. Mein ehemaliger Geschwaderchef Wladimir Michailowitsch Reschetow schrieb: „Während seiner ganzen Dienstzeit war J. A. Gagarin einer der besten Offiziere. Er ist politisch gut entwickelt. Er nahm an der gesellschaftlichen Arbeit und am Sport aktiv teil. Die übernommenen sozialistischen Verpflichtungen hat er gewissenhaft erfüllt . . .“ In der Bürgschaft des Parteisekretärs Anatoli Pawlowitsch Rosljakow hieß es: „Ich kenne J. A. Gagarin als einen zuverlässigen und disziplinierten Offizier. Er fliegt ausgezeichnet. Er war Mitglied der Komsomolleitung des Truppenteils. Die Parteiaufträge hat er pünktlich und gewissenhaft erfüllt . . .“ Die dritte Bürgschaft schrieb der Kommunist Anatoli Fedorowitsch Iljaschenko: „J. A. Gagarin ist ideologisch und moralisch gefestigt. Sein persönliches Leben ist sauber. Als Hörer der Abenduniversität des Marxismus-Leninismus arbeitete er aktiv in den Seminaren mit. Er beteiligte sich aktiv an Parteiversammlungen und hat Aufträge der Partei gut erfüllt. Er war Redakteur der Wandzeitung . . .“

Als ich diese Bürgschaften gelesen hatte, war ich sehr bewegt. Meine alten Kameraden, die Kommunisten, hatten so gute Worte für mein bescheidenes Wirken und für mein, wie es mir schien, durch nichts bemerkenswertes Leben gefunden. Ich weiß nicht, was ich tun würde, wenn ich sie jemals durch irgendeine schlechte Handlung dazu veranlassen würde, ihre Bürgschaft zu bereuen. Es ist doch eine große Sache, das Vertrauen der Genossen zu besitzen, die alles

über dich wissen: wie du lebst, was du denkst, was du tun willst und wozu du fähig bist. Wie oft wurde die Freundschaft der Sowjetmenschen mit Blut und Tod besiegelt! Auch ich würde, wenn es nötig wäre, mein Leben für Reschetow, Rosljakow, Iljaschenko und für alle meine Kameraden hingeben.

Es dauerte lange, bis ich meinen Aufnahmeantrag für die Partei geschrieben hatte. Hätte ich alle meine Gedanken zu Papier bringen wollen, wären viele Seiten nötig gewesen. Ich erinnerte mich jedoch daran, wie Frontsoldaten in solchen Fällen vor der Schlacht kurz und bündig geschrieben hatten. Und so schrieb auch ich auf ein Blatt aus einem Schulheft nur folgende Worte: „Ich bitte die Parteiorganisation, mich als Mitglied der Kommunistischen Partei der Sowjetunion aufzunehmen. Ich will ein aktives Mitglied der KPdSU werden und aktiv am Leben des Landes teilnehmen . . .“

In diesen Worten lag alles, was ich dachte und was ich wollte. An einem sonnigen Tag, dem 16. Juni 1960, rief man mich zur Parteiversammlung. Ich erzählte meinen Lebenslauf. Er war kurz und mit einigen Sätzen erledigt. Es gab nichts Besonderes zu berichten, alles war so wie bei Millionen junger Sowjetmenschen. Ein Genosse fragte mich: „Wie stehen Sie zu Ihrem Dienst in der Armee?“

„Das ist für mich die Hauptsache in meinem Leben“, antwortete ich.

Er ist der Partei und Regierung ergeben. Er ist würdig, in den Reihen der Partei Lenins zu stehen, das war die Meinung der Genossen in der Diskussion.

Dann wurde abgestimmt. Alle hoben die Hand und stimmten für mich. Und obwohl es nicht üblich war zu danken, konnte ich nicht an mich halten und sagte: „Ich danke euch. Vielen Dank. Ich werde euer Vertrauen rechtfertigen. Ich bin bereit, jede Aufgabe der Partei oder der Regierung zu erfüllen.“

Ich war noch nie so erregt. Ich fühlte neue Kräfte und war bereit, sofort meine Worte zu verwirklichen. Nach einem

Monat wurde ich zur Parteileitung gerufen. Außer mir waren noch einige andere Offiziere da. Alle waren genauso unruhig und aufgeregte wie ich. Endlich öffnete sich die Tür.

„Genosse Gagarin, treten Sie ein . . .“

Der Parteisekretär stand auf und überreichte mir das rote Parteibuch. Er drückte mir fest die Hand und sagte: „Handeln Sie immer und in jeder Lage so, wie es uns der große Lenin gelehrt hat.“

Jeder Mensch nimmt sich das Leben eines anderen Menschen, der in seinem Herzen lebt, zum Vorbild. Ein solches Vorbild ist für die Sowjetmenschen Lenin.

„Ich werde mich immer eines Kommunisten würdig erweisen“, antwortete ich mit etwas belegter Stimme.

Als ich nach Hause kam, zeigte ich Walja und ihrer Mutter, Warwara Semjonowna, die bei uns zu Besuch weilte, das Parteibuch, und erst jetzt sah ich die Mitgliedsnummer – 08 909 627. Von nun an war ich Mitglied der Kommunistischen Partei, ich gehörte zusammen mit Millionen zum Vortrupp der sowjetischen Arbeiterklasse. Die Frauen beglückwünschten mich. Warwara Semjonowna sprach mich sogar zum erstenmal feierlich mit Vor- und Vatersnamen an und sagte: „Du hast eine große Verantwortung übernommen, Juri Alexejewitsch. Kommunist zu sein, bedeutet viel. Sitzt auf ihm nur ein Stäubchen, sehen es alle.“

Die Aufnahme in die Partei war für mich das größte Ereignis in meinem Leben. Am selben Abend noch schrieb ich einen Brief nach Gshatsk an meinen Vater. Er wollte schon lange, daß ich Mitglied der Partei werde. Nun hatte sich sein Wunsch erfüllt.

In diese für mich so glücklichen Tage fiel auch unsere erste, lang erwartete Bekanntschaft mit dem Chefkonstrukteur des Weltraumschiffes. Er war ein fröhlicher und kluger Mann mit breiten Schultern, ein echter Russe. Er hatte einen

typisch russischen Namen. Er war sofort allen sympathisch, er sprach mit uns wie mit Gleichgestellten, wie mit seinen engsten Mitarbeitern. Der Chefkonstrukteur stellte uns zunächst einige Fragen. Er erkundigte sich nach unserem Befinden während der einzelnen Trainingsetappen.

„Es ist schwer, aber ihr müßt da schon durch, sonst haltet ihr es dort oben nicht aus“, sagte er und wies dabei zum Himmel.

Als einer der Kameraden über die fast unerträgliche Hitze in der Thermokammer klagte, erklärte er uns, daß während des Fluges die Temperatur in der Raumschiffkabine zwischen fünfzehn und zweiundzwanzig Grad Celsius liegen würde. Aber der Raumflieger müsse auf alles vorbereitet sein, denn beim Eintritt des Raumschiffes in die dichten Schichten der Atmosphäre würde sich möglicherweise seine äußere Hülle bis auf einige tausend Grad erhitzen. Jeder von uns stöhnte innerlich: Ein Mensch in einem Raumkörper, dessen Hülle eine solch gewaltige Temperatur hat! Das war unvorstellbar! Es erschreckte und begeisterte uns gleichzeitig.

Der Chefkonstrukteur führte uns dann zu seinem „Kind“, dem Weltraumschiff, der vollkommensten Schöpfung der modernen Technik. Viele Errungenschaften der Wissenschaft wurden hier verwertet. „Sehen Sie“, sagte der Chefkonstrukteur, „die äußere Fläche des Raumschiffes und der Kabine ist mit einer Schutzschicht überzogen. Sie bewahrt das Schiff auch während des Starts vor Feuer.“

Wie gebannt starrten wir auf den Flugkörper. Niemand von uns hatte ihn bisher gesehen. Der Chefkonstrukteur erläuterte uns, daß das Raumschiff auf eine mächtige Mehrstufenträgerrakete montiert wird und sich von der letzten Raketenstufe trennt, wenn es seine Bahn erreicht hat. Er sagte, und das war neu für uns, daß das Programm für den ersten Raumflug eines Menschen eine volle Umkreisung der Erde vorsähe.

„Das Raumschiff kann übrigens auch längere Flüge durchführen“, fügte er hinzu.

Wir konnten das Raumschiff gründlich von außen betrachten. Uns fiel auf, daß die Kabine des Piloten keineswegs „blind“ war, wie wir bisher angenommen hatten, sondern uns mit ihren Bullaugen aufmerksam „betrachtete“. Das Schiff besaß mehrere solcher Fenster.

„Das Glas dieser Bullaugen ist auch hitzebeständig“, erklärte man uns. „Sie dienen zur Beobachtung während des Fluges.“

Nacheinander betraten wir dann die Pilotenkabine. Sie war weit geräumiger als in einem Flugzeug. Während der Kosmonaut im Sessel saß, konnte er alle Operationen, die zur Beobachtung der Erde und zur Nachrichtenverbindung notwendig waren, ausführen. Er konnte den Flug kontrollieren und im Notfall selbst die Steuerung des Schiffes übernehmen. Was gab es nicht in dieser ungewöhnlichen Kabine zu bestaunen! Alles war ganz anders als in einem Flugzeug.

Links war das Pilotenpult untergebracht. An ihm befanden sich Handgriffe und Schalter, mit denen die Sprechfunkanlage bedient, die Temperatur in der Kabine geregelt sowie die Handsteuerung und die Bremstriebwerke in Betrieb gesetzt wurden. Auf der rechten Seite befanden sich der Funkempfänger, Behälter für die Nahrung und ein Hebel zur Aussteuerung des Raumschiffes. Vor dem Pilotensitz war die Gerätetafel mit vielen Kontrolluhren und Signallampen angebracht. Außerdem gab es eine elektrische Uhr und einen Globus, dessen Drehung der Vorwärtsbewegung des Raumschiffes auf seiner Bahn entsprach. Unterhalb der Gerätetafel war eine Fernsehkamera. Damit sollte der Kosmonaut von der Erde aus beobachtet werden. Unter der Fernsehkamera lag ein Bullauge zur optischen Orientierung.

Jeder von uns durfte nun zum erstenmal einige Minuten auf dem Sessel, dem „Arbeitsplatz“ des Kosmonauten, sitzen. Er war unter einem solchen Winkel aufgestellt, daß der Be-

schleunigungsdruck während Start und Aufstieg des Schiffes auf Brust und Rücken des Raumfahrers wirkten, das heißt in der für ihn günstigsten Richtung. Der Sessel war ein kleines, aber kompliziertes Gerät. An ihm befanden sich Gurte und Fallschirmsysteme, Katapulteinrichtungen und pyrotechnische Anlagen. Er enthielt alles Erforderliche zu einer Notlandung sowie Lebensmittel, Wasser, Kleidung, Funk- und Peilgeräte. Am Sitz waren eine Vorrichtung zur Ventilation des Raumanzuges und ein Sauerstoffgerät für den Fallschirmabsprung.

Der ganze Sessel war mit einer zuverlässigen Automatik versehen.

„Der Kosmonaut wird mit der Raumschiffkabine landen“, sagte der Chefkonstrukteur. „Aber es ist auch möglich, daß der Raumfahrer im Notfall das Schiff verlassen kann.“

Alles, was wir sahen, war leicht und stabil, es trug den Glanz der Neuheit. Niemand hatte bisher die Geräte berührt, ja noch nicht einmal gesehen, ausgenommen natürlich die, die sie entwickelt und gebaut hatten. Jeder verließ schweigend die Kabine und ging still zur Seite, um dem nächsten Platz zu machen.

In diesen Minuten wurde uns erst richtig klar, welche großen Mittel und Kräfte für dieses Raumschiff aufgewandt worden waren. Es war nötig gewesen, ein neues Metall zu entwickeln, das unsere Martinöfen bisher noch nicht kannten. Ein neues Glas, Kunststoffe, superfeste Gewebe, widerstandsfähige Lacke und viele komplizierte Geräte mußten geschaffen werden. Metallurgie und Chemie hatten mit all ihren Errungenschaften zu diesem Wunder aller Wunder beigetragen.

Wir fanden keine Worte, um unsere Stimmung wiederzugeben.

Man hätte sagen können, daß es besser war, dieses Wunder einmal zu sehen, als tausendmal davon zu hören – aber niemand sprach es aus.

Das Training und die Übungen gingen weiter. Nun wurde mit der Vibrationsmaschine gearbeitet. Sie imitierte das Zittern des Raumschiffes beim Raketenantrieb. Dieser Apparat schüttelte uns eine Stunde oder auch länger wie im Fieber. Der ganze Körper vibrierte wie eine gespannte Saite. Aber uns machte das nichts aus. Wir gewöhnten uns daran.

Ebenso gewöhnten wir uns auch an die Hitzekammer, in der wir uns längere Zeit bei hohen Temperaturen aufhalten mußten. Für mich war das nicht neu. Ich hatte mich schon früher „dämpfen“ lassen, denn ein Russe kann nicht ohne ein richtiges Dampfbad mit Birkenreisig leben. An hohe Temperaturen hatte ich mich auch schon damals gewöhnt, als ich als Lehrling an den Kupolöfen arbeitete. Ein Sowjetmensch hat vor Feuer keine Furcht. Zehntausende arbeiten an Hoch- und Martinöfen, an den Bessemerkonvertern, an Walzöfen und Walzstraßen.

Wenn man so ganz allein in der Hitzekammer saß und mit keinem Menschen ein Wort wechseln konnte, dann dachte man daran, wie oft die Männer an den Schmelzöfen bei höllischen Temperaturen die Feuerungsroste auswechseln oder das Ofenfutter reparieren mußten. Sie hatten es wahrscheinlich noch schwerer als wir, denn dort waren die Temperaturen noch höher.

Mit einem Wort: Alles wird im Feuer gestählt – gestählt wurden auch wir.

Wenn ich nach Haus kam, war ich natürlich sehr müde, ich fühlte kaum meine Füße. Ich spielte ein bißchen mit meinem Töchterchen, kaum aber hatte ich mich hingesetzt, war ich schon eingesnickt. Walja blieb das natürlich nicht verborgen, sie ängstigte sich und wollte wissen, woran das lag. „Was ist bloß mit dir?“ forschte sie dauernd.

Schließlich hatte sie mich so weit, daß ich sagte: „Ich fliege in den Kosmos. Mach den Koffer mit der Wäsche fertig.“

Walja nahm das als einen Scherz hin, aber sie fragte nicht weiter. Wie alle Offiziersfrauen wollte sie sich nicht in meine

dienstlichen Angelegenheiten mischen. Sie wußte, daß ich ihr das, was ich sagen durfte, nicht vorenthalten würde. Und nach dem anderen fragte man am besten gar nicht. Ich war zufrieden, denn ich hatte alles und nichts gesagt.

Lenotschka, unser Töchterchen, war jetzt den ganzen Tag im Kindergarten. Walja arbeitete wieder als medizinisch-technische Assistentin. Sie wollte nicht tatenlos zu Hause sitzen. Sie hing sehr an ihrem Beruf. Manchmal ging ich mit meinen Kameraden auf einen Sprung zu ihr in die Poliklinik. Ich freute mich dann immer, wenn ich sah, wie geschickt sie mit Spritzen, Mikroskop und Spezialtabellen umzugehen verstand. Natürlich trieben wir dabei auch unseren Scherz. Einmal sagten wir: „Walentina Iwanowna, machen Sie uns doch bitte eine Analyse außer der Reihe, aber eine solche, daß die Ärzte nichts daran auszusetzen haben.“

Sie nahm mit Absicht die größte Spritze und die dickste Kanüle und sagte: „Na, gebt mal eure Pfötchen her, wir werden gleich feststellen, was ihr da im Blut habt, vielleicht bloß Wasser . . .“

Mit Arbeit waren wir bis obenhin eingedeckt. Zum Zeitunglesen kamen wir meist erst abends zu Hause. Jeden Tag meldete man neue Arbeitserfolge der Sowjetmenschen. Den ganzen Sommer über beschäftigten unser Volk die Probleme, die im Juliplenum des Zentralkomitees diskutiert worden waren – die Möglichkeiten für die weitere technische Entwicklung unseres Landes.

In seiner Rede sagte Nikita Sergejewitsch Chruschtschow, daß sich der Kommunismus auf die modernsten und fortschrittlichsten Errungenschaften von Wissenschaft und Technik stützen müsse, er betonte, daß die Wissenschaft den Ingenieuren und Konstrukteuren den Weg vorwärts weisen muß, damit sie noch bessere Maschinen konstruieren können und damit die Technik ständig vervollkommnet wird.

Diese Worte standen auch in direkter Beziehung zu uns und zu unseren Aufgaben, die wir erfüllen wollten. Der Chefkonstrukteur erzählte uns, daß die sowjetische Weltraumfahrt das Lieblingskind von Nikita Sergejewitsch sei. Er berichtete von seinen Zusammenkünften mit Chruschtschow im Zentralkomitee der Partei, in Laboratorien und auf dem Kosmodrom. Er sagte uns, daß Nikita Sergejewitsch dieser Sache große Aufmerksamkeit, Energie und Fürsorge widme.

Ein eindrucksvoller Beweis für die ständige Fürsorge der Partei und der Regierung für die Entwicklung der sowjetischen Raumfahrt war das zweite sowjetische Raumschiff, das am 19. August 1960 auf seine Umlaufbahn um die Erde gebracht wurde. Seine Kabinen waren mit allem ausgerüstet, was ein Mensch beim Flug in den Weltraum brauchte. An Stelle des zukünftigen Kosmonauten aus unserer Gruppe befanden sich die Hunde Strelka und Belka im Raumschiff. Nach achtzehn Erdumkreisungen kehrte es zurück und landete etwa zehn Kilometer von der vorausberechneten Landungsstelle entfernt. Zum erstenmal in der Geschichte kehrten Lebewesen, die mehrere Male unseren Planeten umkreist hatten, wohlbehalten aus dem Kosmos zurück.

Dieses große Ereignis bestätigte die Zuverlässigkeit des Raumschiffes, das wir zu beherrschen lernten. Die ganze Welt sprach von Strelka und Belka. Uns waren diese beiden Hunde besonders teuer. An Bord des Raumschiffes war die gleiche Fernsehapparatur installiert, die uns der Chefkonstrukteur bereits gezeigt hatte. Mit Hilfe dieser Anlage beobachteten die Wissenschaftler von der Erde aus das Verhalten, den Zustand und die Stimmung der beiden „Erforscher“ des Kosmos.

Wir sahen den Fernsehfilm. Man konnte gut erkennen, wie die beiden Hunde während des Starts erschrocken auf den Boden der Kabine blickten und wie sie angespannt auf den ungewöhnlichen Lärm horchten. In den ersten Sekunden waren sie unruhig, je größer jedoch die Beschleunigung des

Raumschiffes wurde, um so größer wurde die Schwerkraft, die sie niederdrückte. Strelka stützte sich auf ihre Pfoten und versuchte, sich der auf sie einwirkenden Kraft zu widersetzen. Dann bewegten sich die Tiere nicht mehr. Das Raumschiff befand sich bereits auf seiner Umlaufbahn. Nach dieser gewaltigen Überbelastung trat der Zustand der Schwerelosigkeit ein, und die Tiere schwebten in der Kabine. Ihre Köpfe und Pfoten hingen nach unten. Die Hunde schienen tot zu sein. Jedoch schon bald kam Leben in sie. Belka wurde böse und fing an zu bellen. Die Hunde gewöhnten sich schnell an den Zustand der Schwerelosigkeit und begannen, aus dem Automatenfütterer Nahrung zu sich zu nehmen.

All das war für uns sehr interessant. Es beruhigte uns und gab Stoff für ernste Gespräche und Gedanken. Wir hatten uns das zwar alles im Geiste vorgestellt, jedoch jetzt hatten wir es in Wirklichkeit gesehen. Man sagt: Das Experiment ist der Lehrer aller Lehrer. All das, was Strelka und Belka ausgehalten hatten, Lebewesen, die nicht die Fähigkeit besaßen zu denken, konnten natürlich auch wir, gesunde, trainierte und zielbewußte Menschen, ertragen.

Uns alle interessierte der Zustand der Schwerelosigkeit. Wir begannen, uns an die Schwerelosigkeit zu gewöhnen. Das wurde in Düsenjägern mit Überschallgeschwindigkeit geübt. Wir brachten sie in eine Stellung, in der Fliehkraft und Trägheit sich ausglich. In diesem Augenblick trat dann der Zustand der Schwerelosigkeit ein, der manchmal einige Dutzend Sekunden dauerte. Obwohl dieser Zustand nur sehr kurz war, konnten wir doch beweisen, daß es möglich war, die Verbindung über den Bordfunk aufrechtzuerhalten, zu leben und sich visuell im Raum zu orientieren, ja, sogar Nahrung aufzunehmen. An Hand dieser Experimente überzeugten wir uns davon, daß die Arbeitsfähigkeit selbst bei

einem länger andauernden Zustand der Schwerelosigkeit nicht beeinträchtigt wurde.

Der Leiter unseres Trainings hörte sich unsere Schlußfolgerungen an und sagte: „Annehmen kann man viel. Man muß jedoch alles in der Praxis nachweisen und durch ein Experiment bestätigen. Ein solches Experiment kann man nur im kosmischen Raum durchführen.“

Während unseres Trainings wurden unser Organismus und unser Nervensystem unvermittelten Übergängen ausgesetzt. Nach dem blitzschnellen Drehen auf den Zentrifugen kamen wir längere Zeit in eine speziell ausgerüstete, schalldichte Kammer. Diese „Einsamkeit“ half, die psychisch-nervliche Beständigkeit des Kosmonauten zu bestimmen. Wir waren manchmal mehrere Tage in diesem kleinen, isolierten Raum. Er war von allem Leben abgeschnitten. Kein Laut und kein Geräusch drang durch. Keinerlei Bewegung war in der Luft – nichts. Niemand sprach mit einem. Von Zeit zu Zeit mußten wir nach einem bestimmten Plan das Funkgerät betätigen. Diese Verbindung war jedoch nur einseitig. Das Radiogramm schickten wir zwar ab, wußten jedoch nicht, ob es ankam oder nicht. Niemand antwortete auch nur ein Wort.

Was mit dir auch geschehen mag, niemand kommt dir zu Hilfe. Du bist allein, ganz allein und kannst dich nur auf dich selbst verlassen. Solche Gedanken kamen einem hier.

Es war schwer in dieser Einzelkammer, und das um so mehr, als wir beim Einsteigen nie wußten, wie lange wir darin mit uns und unseren Gedanken allein gelassen wurden. Einige Stunden? Tag und Nacht? Mehrere Tage? Wir wußten jedoch, daß das notwendig war, konnte doch im kosmischen Raum plötzlich durch eine unvorhergesehene Ursache jegliche Verbindung mit den Menschen unterbrochen werden. Das Nervensystem, die gesamte Psyche des Kosmonauten, mußte auf jeden Zufall, auf alles vorbereitet sein.

Der Mensch, der sich völlig einsam fühlt, denkt gewöhnlich über sein vergangenes Leben nach. Ich dachte über die Zu-

kunft nach, darüber, was mir beim Flug bevorstand, wenn man ihn mir anvertraute. Als Kind schon hatte ich eine rege Phantasie, und als ich in dieser von aller Welt abgeschlossenen Kammer saß, stellte ich mir vor, ich befände mich in einem fliegenden Raumschiff. Ich schloß die Augen und sah bei völliger Dunkelheit, wie unter mir das Festland und die Ozeane dahinzogen, wie sich Tag und Nacht abwechselten und wie irgendwo, weit unter mir, die goldenen Lichter nächtlicher Städte leuchteten. Obwohl ich noch nie im Ausland war, flog ich im Geiste über Peking und London, Rom und Paris und über das heimatliche Gshatsk . . . All das half mir, die Beklemmnis der Einsamkeit zu überwinden.

Ich dachte daran, daß die Dichter früher als die Wissenschaftler versucht hatten, die Geheimnisse des Alls zu enträtseln. Gedichte von Lermontow kamen mir in den Sinn. Der Filmregisseur Alexander Dowshenko sagte auf dem II. Unionskongreß der sowjetischen Schriftsteller: „Ich glaube an den Sieg der Brüderlichkeit der Völker, ich glaube an den Kommunismus, und wenn beim ersten Flug zum Mars mein lieber Bruder oder mein Sohn irgendwo im Weltenraum verunglücken sollten, so werde ich niemandem sagen, daß ich diesen schweren Verlust betrauere.“

Das war noch vor dem Start des ersten künstlichen Sputniks gesagt worden.

Manchmal gab ich mich ganz und gar der Stille hin, einer Stille, die man sich nur sehr schwer vorstellen kann. Ich liebte schon immer die Stille bei der Arbeit und die Stille des Nachdenkens. Wenn ich aus dieser Kammer stieg, bei deren Betreten ich nicht gewußt hatte, wann ich wieder herauskommen würde, wunderten sich die Ärzte über meine Kaltblütigkeit und meine Ruhe, über die Beständigkeit meiner Psyche und die Festigkeit meiner Nerven.

Nicht alle ertrugen das Training und die Einzelkammer, die Hitzekammer, die Zentrifuge und den Vibrator gleich gut. Das ermöglichte, diejenigen Kameraden auszuwählen, die

besser als die anderen dieses schwere Training überstanden. Die Zahl der Kandidaten für den ersten Flug schmolz immer mehr zusammen. Schließlich mußte ja nun endlich irgendeiner und nur einer ausgewählt werden. Die Prüfungen, die wir durchzustehen hatten, waren weit schwieriger als die Aufnahmeprüfungen für die Staatliche Moskauer Universität, bei denen, wie ich hörte, mehrere Dutzend junge Menschen um einen Platz ringen.

Bei dem ständigen Training bemerkten wir gar nicht, wie der Herbst verging und der Winter anbrach.

In Moskau fand zu jener Zeit die Beratung von Vertretern der kommunistischen und Arbeiterparteien statt. An ihr nahmen Delegationen von 81 Parteien teil. In der über diese Beratung veröffentlichten Erklärung – dem marxistisch-leninistischen Programm der Kommunisten der ganzen Welt – hieß es: „Es ist das Hauptmerkmal unserer Zeit, daß das sozialistische Weltsystem zum ausschlaggebenden Faktor der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft wird . . . Somit gewährleisten der Zusammenschluß der sozialistischen Staaten zu einem einheitlichen Lager sowie die erstarkende Einheit und die ständig wachsende Macht dieses Lagers den vollen Sieg des Sozialismus im Rahmen des gesamten Systems.“

Die Beratung unterstrich, daß das von der Sowjetunion vorgeschlagene Programm der allgemeinen und vollständigen Abrüstung für das Schicksal der Menschheit von historischer Bedeutung ist. Das war ein Dokument von gewaltiger Kraft. Es sprach davon, daß die Kommunisten ihre historische Mission nicht nur darin sehen, die Ausbeutung und das Elend im Weltmaßstab zu beseitigen und für immer die Möglichkeit eines Krieges aus dem Leben der menschlichen Gesellschaft auszuschalten, sondern auch darin, bereits in der gegenwärtigen Epoche die Menschheit vor dem Brand eines neuen Weltkrieges zu bewahren.

Beim Lesen dieses historischen Dokuments wurde mir be-

wußt, daß mein Leben nur dann einen Sinn hat, wenn es im Dienste des Volkes steht. Für uns zukünftige Kosmonauten war es wichtig, was in der Erklärung gesagt wurde. An einer Stelle hieß es: „Die sowjetische Wissenschaft hat in der Entwicklung der Weltzivilisation eine ganze Epoche eröffnet; sie hat mit der Erschließung des Kosmos begonnen und manifestiert dadurch prägnant die wirtschaftliche und technische Macht des sozialistischen Lagers.“

Beim Lesen dieser erhabenen Worte fühlten wir unsere Verantwortung nicht nur gegenüber unserer Heimat, sondern gegenüber dem ganzen sozialistischen Lager, gegenüber den Kommunisten aller Länder. Der bevorstehende Flug des Menschen in den Kosmos diene ausschließlich friedlichen Zielen. Davon überzeugten uns das Raumschiff selbst, das keinerlei militärische Geräte an Bord hatte, und auch der Charakter unserer gesamten Vorbereitung für den Flug. Die erfolgreiche Verwirklichung eines solchen Fluges würde ein Triumph der friedliebenden Politik unseres Volkes, ein Sieg aller friedliebenden Menschen der Erde sein.

Das Streben unseres Volkes nach Frieden, zur schöpferischen Arbeit wurde durch viele Taten belegt. Die Giganten des Siebenjahrplanes nahmen einer nach dem anderen den Betrieb auf. Im metallurgischen Kombinat von Magnitogorsk gingen die Arbeiten an der Montage des Walzaggregats 2500 zu Ende; mit der Beschickung des größten Hochofens der Welt in Kriwoi Rog wurde begonnen; die Arbeiten an der ersten Koksofenbatterie in der Kasachstaner „Magnitka“, dem metallurgischen Werk von Temir-Tau, gingen ihrem Ende entgegen; im metallurgischen Kombinat von Balchasch gab der erste Zyklonofen der Welt das erste flüssige Eisen.

Eines Tages erhielt ich von meinen Freunden – Militärpiloten – mehrere Briefe, darunter auch einen Brief von Boris Fjodorowitsch Wdowin. Sie schrieben, daß sie entsprechend dem Gesetz über die neue, bedeutende Verrin-

gerung unserer Streitkräfte in den Reservestand entlassen worden seien. Sie berichteten mir von ihrer Arbeit in den Fabriken und Werken und in der Landwirtschaft. Die Wdowsins wohnten jetzt in Kaluga, dort, wo K. E. Ziolkowski gearbeitet hatte. Sie waren Pädagogen geworden. Über ihre Irotschka schrieben sie, daß sie herangewachsen sei und ab und zu von mir spreche. Walja und ich antworteten ihnen, daß unsere Lenotschka auch keck geworden sei und ein Brüderchen oder Schwesterchen erwarte.

Am 1. Dezember 1960 startete unser drittes Raumschiff. An Bord befanden sich die Hunde Ptschotka und Muschka sowie mehrere kleine Tiere, Insekten und Pflanzen. Das Forschungsprogramm, das dem Flug eines Menschen vorausging, wurde streng nach Plan erfüllt. Der Flug dieses Raumschiffes brachte für uns neue, wichtige Angaben, jedoch ging nicht alles gut. Das Raumschiff geriet beim Landen von der vorher berechneten Bahn ab und verglühte. Einige der Spezialisten hatten Bedenken, uns das mitzuteilen. Sie befürchteten, daß die unglückliche Landung des Raumschiffes uns ungünstig beeinflussen könnte. Wir verstanden jedoch, daß es keine Gesetzmäßigkeit, sondern ein Zufall war. Es tat uns leid um das Raumschiff, in das so große Mittel investiert worden waren. Bei einer so grandiosen Sache waren eben Verluste unvermeidlich.

Unser Training ging in verschärftem Tempo weiter. Immer öfter trainierten wir in einer Nachbildung der Kabine des Raumschiffes. Wir gewöhnten uns an sie, wie man sich an eine neue Wohnung gewöhnt. Im Schlaf fanden wir jeden Knopf, jeden Griff. Wir übten alle während des Fluges notwendigen Bewegungen, bis sie völlig automatisch ausgeführt wurden. Die Hände wußten schon selbst, was in jedem beliebigen Fall zu tun war.

Wir prägten uns die Handsteuerung des Raumschiffes ein.

Wir lernten, uns zu orientieren, zu landen und die Wärme-, Luft- und Druckregulierung zu bedienen.

Wir arbeiteten mit der Kontrollapparatur und der Steuerung des Raumschiffes. Die Wissenschaftler hatten jede unserer Bewegungen durchdacht.

Viel Zeit wurde dem Training der Verbindung des Kosmonauten mit der Erde über verschiedene Kanäle und mit verschiedenen Mitteln gewidmet. Wir mußten logisch denken und mit der geringsten Anzahl von genauesten Worten und Ziffern alle unsere Beobachtungen in das Bordjournal eintragen. Wir hatten Phantasie und fühlten uns wirklich wie in einem Raumschiff, das die Erde umfliegt. Das gab unseren Übungen Sinn und Inhalt.

Um die verschiedenen Varianten der für den Flug gestellten Aufgaben auszufeilen, bauten die Ingenieure einen ausgezeichneten Übungsstand. Er war mit hervorragenden elektronischen Anlagen ausgestattet. Man nahm im Sessel in der Kabine Platz und sah vor sich die Zeiger der Geräte, aufflammende und verlöschende farbige Tabellen. Wir maßen die Veränderungen der Lage, die während des Fluges eintreten konnten, und gaben sie wieder. Wir mußten uns über Funk mit der Erde verbinden, das Gespräch wurde auf Tonband aufgenommen. Wir mußten Beobachtungen durch das Kabinenfenster anstellen, uns mit den optischen Geräten nach dem Globus orientieren und das Bordjournal führen.

In der Kabine wurde nicht nur der normale Flug nachgebildet, wie er entsprechend den Berechnungen verlaufen sollte, sondern es wurden auch verschiedene Havarien einkalkuliert. Mit einem Wort: Auf der Erde wurde alles geübt, und es wurde so verfahren wie während eines richtigen Fluges. Dazu gehörten natürlich auch der Raumanzug, der hermetische Helm und die hermetischen Handschuhe, die die Erhaltung des Lebens und der Arbeitsfähigkeit des Kosmonauten auch bei Enthermetisierung der Kabine garantierten. In dieser Kleidung mußten wir auch essen und trinken.

Bei einem solchen Training, sagten meine Genossen mir, als dem Leiter der Gruppe, wird man mehr ermüdet als auf der Zentrifuge mit allen ihren „Reizen“. Ich versuchte sie zu beruhigen und empfahl ihnen, Geduld zu haben.

Das etwas bittere Gefühl, das durch das Unglück mit Ptschotka und Muschka hervorgerufen wurde, das wir uns selbst zwar nicht eingestehen wollten, das jedoch trotzdem vorhanden war, verschwand völlig, als wir von dem erfolgreichen Start eines Sputniks von etwa sechseinhalb Tonnen Gewicht erfuhren und als bereits eine Woche später von einem ähnlichen Sputnik aus eine kosmische Rakete mit einer automatischen interplanetaren Station an Bord in Richtung Venus gestartet wurde. Mit dem erfolgreichen Start dieser Venus-Sonde mit dem Wimpel und der Abbildung des Staatsemblems der UdSSR an Bord wurde der Weg zu den Planeten unseres Sonnensystems gebahnt.

Bei mir war in jener Zeit alles in Ordnung. Ich war nur um Walja besorgt, denn jeden Tag konnte sie entbinden. Diesmal erwartete ich einen Sohn und meine Frau ein Töchterchen. Wie sie sich wohl fühlen mochte? Ob alles in Ordnung war? Wir hatten so viel zu tun, daß ich nicht bei ihr bleiben konnte.

Am 7. März wurde unser zweites Töchterchen geboren. Und am 9. März sagten mir die Genossen: „Du hast zu deinem Geburtstag noch ein Geschenk bekommen . . .“

Ich fragte sie: „Was für ein Geschenk?“

Das vierte Raumschiff kehrte am selben Tag mit seinen Passagieren, dem Hund Tschernuschka und anderen Lebewesen, die etwas kleiner waren, und mit einer Menschenpuppe, die im Sessel des Piloten Platz genommen hatte, wohlbehalten zur Erde zurück.

Das Hauptziel dieses Starts war, die Zuverlässigkeit der Konstruktion des Raumschiffes und aller an Bord befindlichen Apparate und Aggregate, die die notwendigen Bedingungen für den Flug eines Menschen gewährleisteten, zu erproben. Nach all dem war ein kosmischer Flug bald zu erwarten. Einige Tage später, auf der Beratung der Aktivisten der Landwirtschaft des Neulandgebiets, sagte Nikita Sergejewitsch Chruschtschow, als er von der neuen ruhmreichen Großtat in der Geschichte unserer Heimat, der Erschließung von Neuland, sprach: „Wir sind überzeugt davon, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in der ein Raumschiff mit einem Menschen an Bord in den Kosmos aufsteigen wird!“ Nun konnte man schon mit Sicherheit behaupten, daß in den nächsten Tagen vielleicht einer von uns starten würde. Wir waren erfreut und hatten auch etwas Bange.

Jedoch nicht nur unser Land bereitete sich auf den Flug eines Menschen in den Kosmos vor. Auch die Vereinigten Staaten von Amerika arbeiteten daran. Die ausländische Presse berichtete schon seit langem über erfolgreiche Starts und auch über Mißerfolge beim Auflassen von amerikanischen Sputniks und von kosmischen Raketen. In der Zeitschrift „Life“ sahen wir Fotografien des Schimpansen, der auf Cap Canaveral mit einer Rakete in den Kosmos aufgelassen wurde und wohlbehalten zurückkehrte. Die amerikanischen Nachrichtenagenturen meldeten, daß bereits sieben Kandidaten für den Flug in den Kosmos in einer engen, glockenähnlichen Kapsel, die in der Spitze einer „Redstone-Rakete“ untergebracht werden sollte, ausgewählt worden seien. Die Rakete sollte eine Höhe von hundertfünfzehn Meilen erreichen. Der gesamte Flug wurde auf etwa eine Viertelstunde berechnet. Bald darauf erklärte der Direktor des Projekts „Mercury“, daß von den sieben amerikanischen Astronauten drei ausgewählt wurden: Jones Hershel Glenn, 39 Jahre, Oberst-

leutnant der Marineinfanterie, geboren in New Concord im Staate Ohio; Virgil Ivan Grissom, 34 Jahre, Hauptmann der Luftstreitkräfte, geboren in Mitchell im Staate Indiana; Allan Barthlet Shepard, 37 Jahre, Kapitän, geboren in East-Derry im Staat New Hampshire. Alle drei, so teilte die Agentur UPI mit, waren entsprechend den „medizinischen und technischen Voraussetzungen“ ausgesucht worden. Diese Kandidaten waren Berufsmilitärs, die in der Luftfahrt auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Forschung arbeiteten. Sie hatten eine spezielle Ausbildung von zweiundzwanzig Monaten hinter sich.

Glenn und Grissom dienten bereits während des zweiten Weltkrieges in der Luftwaffe und kämpften in Korea; Shepard diente auf einem Minenräumboot im Stillen Ozean. Die amerikanische Presse veröffentlichte ihre Porträts und ihre Biographien. Sie berichtete, daß der beliebteste Zeitvertreib von Glenn Bootfahren und von Grissom Angelsport sei und daß Shepard Eisschnellauf und Wasserski liebe.

Der in den USA geplante Raketenflug auf einer ballistischen Flugbahn konnte eigentlich nicht als ein kosmischer Flug gelten. Er sollte offenbar Propagandazwecken dienen.

Die sowjetischen Wissenschaftler und Konstrukteure hatten von Anfang an ihre Arbeit, an der sich jetzt auch unsere Gruppe der Raumflugkandidaten aktiv beteiligte, in einer anderen Richtung betrieben. Sie entwickelten schwere und sehr große künstliche Erdsatelliten sowie Raumschiffe. Das war die prinzipielle Tendenz der Entwicklung des Raumfluges in der UdSSR. Der Chefkonstrukteur sagte uns, daß wir nur auf diesem Wege die Aufgabe, einen Menschen in den Welt-raum zu schicken, lösen könnten.

Selbstverständlich interessierten uns die kühnen amerikanischen Burschen, die sich auf den Flug in der „Redstone-Rakete“ vorbereiteten. Wir waren sicher, daß der eine oder andere von uns einmal mit einem von ihnen zusammentreffen würde, um sich mit ihm über alles Gesehene und Erlebte

zu unterhalten. Wir glaubten fest daran, daß der Raumflug unsere Länder einander näherbringen könnte. Wir waren natürlich auch davon überzeugt, daß als erster ein Sowjetmensch in den Weltraum fliegen würde. Zu dieser Annahme war aller Grund vorhanden.

„Der Osten ist der Sonne näher als der Westen“, scherzten meine Freunde, als sie den Berg amerikanischer Zeitungen und Zeitschriften durchsahen.

In dieser Zeit kam mir das Buch „Der Mann, der am schnellsten flog“ von dem amerikanischen Piloten Frank Everest in die Hände. Der Name des Verfassers war mir bekannt. Sehr interessiert las ich, was dieser willensstarke Mann, der um den Preis unglaublicher Anstrengungen sein gestecktes Ziel erreicht hatte, schrieb.

Bis zum dreizehnten Kapitel ging alles gut. Dieses Kapitel trug die Überschrift „Die Eroberung des Weltraums“. Als ich es las, überkam mich ein Gefühl von Ablehnung und Widerwillen. Everest schrieb: „Ich bin fest davon überzeugt, daß derjenige, der als erster den Weltraum erobert, die Welt beherrschen wird. Es wird nicht unbedingt ein starkes und großes Land sein, das das Geschick der Menschen entscheidet. Selbst ein kleines und verhältnismäßig schwaches Land kann mit Hilfe eines Raumschiffes, das mit lenkbaren Atomgeschossen ausgerüstet ist, die Weltherrschaft erringen. Das Land, das Raumschiff und Kernwaffe in der Hand hat, kann den Gegner vom Weltraum aus angreifen, ohne einem Gegenschlag ausgesetzt zu sein. Der Sieg wird ihm sicher sein.“

Welches kleine Land meinte Everest – doch nicht etwa Adenauer-Deutschland? Jedenfalls stank dieses Geschwätz meilenweit nach Erzfaschismus.

Nein, nicht um andere Länder und Völker zu unterjochen, streben die Sowjetmenschen nach dem Kosmos. Die Anstrengungen unserer Regierung und des Ministerpräsidenten Nikita Chruschtschow haben nicht die Vorbereitung eines Krieges, sondern die Erhaltung des Friedens zum Ziel.

Die Eroberung des Kosmos ist mit einem stürmischen Fortschritt der sowjetischen Wissenschaft und Technik verbunden. Ich machte mir Gedanken darüber, wie Raumflüge der Wissenschaft helfen könnten, viele Fragen zu beantworten, vielleicht sogar die Frage, die die Menschen am meisten beschäftigt – die Frage nach der Entstehung des Weltalls. Ein anderes, nicht weniger wichtiges Problem, zu dessen Lösung der Vorstoß des Menschen in den Weltraum und Flüge zu den nächstgelegenen Planeten beitragen könnten, ist die Frage nach dem Ursprung des Lebens.

Nach der Wahrscheinlichkeitstheorie existieren Millionen Planeten wie unsere Erde, auf denen es biologisches Leben gibt. Schon der große Denker Giordano Bruno mutmaßte die Existenz zahlreicher Welten, die von Lebewesen bewohnt sind. Den gleichen kühnen Gedanken hatte der große russische Gelehrte Michail Lomonossow auf breiter Grundlage entwickelt und propagiert. Wahrscheinlich gibt es auf vielen Planeten denkende Wesen mit einer weit älteren Geschichte als der der Menschen. Vielleicht stehen sie auf einer höheren Entwicklungsstufe? –

Der Hauch des Frühlings lag in der Luft. Auch in meiner Familie herrschte Frühlingsstimmung: Das zweite Töchterchen war angekommen, und wir gaben ihr den Namen Galotschka. Ich trug das Kleine im Zimmer umher und sumnte ein Lied.

Doch lange konnte ich die Kinderfrau meiner kleinen Tochter nicht spielen – ich mußte zur Abschlußbasis. Dort wurde unser Raumschiff mit Versuchstieren und einer menschengroßen Puppe im Pilotensitz zum letzten Kontrollstart vorbereitet.

Die Abschlußbasis war ein ausgedehntes Gelände, das abseits der großen Verkehrswege lag. Ingenieure und Techniker bildeten das Personal. Hier, auf diesem Gelände, wur-

den die großen Raumschifftraketen montiert und zum Start vorbereitet, von hier aus wurden sie in den Himmel geschossen.

Uns wurde ein hellbrauner Hund mit dunklen Flecken im Fell vorgestellt. Ich nahm ihn auf den Arm. Er wog nicht mehr als zwölf Pfund. Ich streichelte ihn. Zutraulich leckte er mir die Hand. Er hatte große Ähnlichkeit mit dem Hund, der zu Hause mein Spielgefährte war.

„Wie heißt er denn?“ wollten wir wissen.

Er hatte noch keinen Namen. Er trug irgendeine Versuchsnummer. Einen Passagier ohne Namen, ohne Paß in den Weltraum schicken? Das gab's doch nicht! Wir knobelten also nach einem Namen. Ein gutes Dutzend der üblichen Hundenamen gingen wir durch. Doch keiner schien so recht zu diesem netten braunen Hund zu passen. Nach einer Weile wurde ich weggerufen. Ich setzte den Hund auf den Boden und sagte: „Na, dann guten Flug, Swjosdotschka.“* Ja, so sollte er heißen, meinten meine Kameraden. Er behielt den Namen, und auch die Zeitungen nannten ihn später so.

Mit Andacht und Begeisterung blickte ich auf das riesige Gebilde, das wie ein Turm aus der Abschußrampe aufragte. Die Menschen, die geschäftig daran vorüberhasteten, wirkten daneben wie Zwerge. Interessiert beobachtete ich die letzten Startvorbereitungen in der Trägerrakete und im Raumschiff. Ein Lift brachte Swjosdotschka und seine Reisegefährten hinauf in die Druckkabine. Kontrolle, Kontrolle und noch einmal Kontrolle aller Systeme. Die festgesetzte Zeit rückte näher. Gleich mußte das Startkommando gegeben werden.

Für einen Moment stellte ich mir vor, daß man dort nicht Swjosdotschka, sondern mich zum Flug vorbereitete, daß ich dort in der Druckkabine der in den Himmel ragenden

* Sternchen

Rakete saß. Ich malte mir aus, wie ich vielleicht als erster Mensch in den Weltraum fliegen würde.

Der Start! Ein kurzes Kommando, das einem Schuß glich. In den Flammen, die aus den Düsen hervorschossen, im Getöse der immer lauter donnernden Triebwerke schien sich der hohe, schwere Körper der Stufenrakete zögernd von der Abschußrampe zu erheben. Wie ein lebendiges, vernünftiges Wesen, gleichsam unschlüssig, leicht erbebend, hing die Rakete noch eine Sekunde oder zwei an der Erde. Dann, nicht mehr zu halten und einen tosenden Feuerwirbel hinter sich lassend, verschwand sie plötzlich aus dem Blickfeld, wie Schriftzeichen standen ihre Spuren am Himmel.

„So werden wir auch dir mal nachschauen, was, Juri?“ sagten die Kameraden.

Den ganzen Tag stand ich unter dem Eindruck dieses Erlebnisses. Kaum hatte das Raumschiff die Erde umkreist, war es auch schon wieder an der vorausbestimmten Stelle gelandet. Die Biologen und Mediziner kümmerten sich bereits um Swjosdotschka, der den Flug ausgezeichnet überstanden hatte. Ich war noch in Gedanken mit dem beschäftigt, was vor meinen Augen geschehen war und was bald, jetzt schon sehr bald, auch mit mir geschehen sollte. In meinen Ohren dröhnte noch immer das Getöse des Starts, meine Augen sahen noch immer die feurigen Wolken, die die Rakete hinter sich gelassen hatte. Doch das schreckte mich nicht – es begeisterte mich sogar. Mir fielen die Worte wieder ein, die der große, schnurrbärtige Brigadeführer in der Fabrik von Ljuberzy uns Berufsschülern, als wir vor der Glut des flüssigen Roheisens zurückgewichen waren, fröhlich zugerufen hatte: „Feuer ist stark, Wasser ist stärker als Feuer, die Erde ist stärker als Wasser, doch der Mensch ist stärker als alles!“

Zu Hause fragte Walja, was mich in so begeisterte Stimmung versetzt hätte und wo ich überhaupt immer die ganze Zeit stecke.

„Ich fliege in den Kosmos. Pack mir ein bißchen Wäsche zusammen“, versuchte ich über ihre Frage hinwegzuscherzen.

„Hab ich längst gemacht“, erwiderte Walja, und da merkte ich, daß sie schon alles wußte.

Wir brachten unsere beiden kleinen Mädchen ins Bett, und beim Abendbrot gab es dann ein ernstes Gespräch. Ich sagte Walja, daß der erste Weltraumflug eines Menschen nicht mehr fern sei und daß ich wahrscheinlich für diesen Flug vorgesehen sei.

„Warum gerade du?“ fragte Walja. „Werden deine Freunde nicht gekränkt sein?“

Ich erklärte ihr, so gut ich konnte, weshalb die Wahl auf mich fallen könnte. An Waljas plötzlich sehr ernstem Gesicht, an ihrem Blick, am Zittern ihrer Lippen und an ihrer veränderten Stimme merkte ich, daß sie zwar stolz war, aber auch Angst hatte. Sie wollte mich jedoch nicht aufregen. Die ganze Nacht machten wir kein Auge zu und unterhielten uns. Wir dachten an das Vergangene zurück und schmiedeten Pläne für die Zukunft. Wir sahen unsere Töchter schon erwachsen und verheiratet. Wir spielten mit Enkeln, das Leben lief vor uns ohne Kriege und ohne Zwistigkeiten ab, so, wie wir es uns im Kommunismus vorstellten.

Als wir uns ausgesprochen hatten und ich Walja fragte, was sie zu dem Experiment meinte, das mir bevorstand, antwortete sie, wie eine Komsomolzin antworten mußte: „Wenn du es dir zutraust, dann wage es, dann wird auch alles gut.“

Die Startzeit rückte näher. Gleich mußte man uns zur Abschußbasis Bajkonur bringen. Ich brannte vor Ungeduld, selten war mir warten so schwergefallen. Ich wußte, daß das Raumschiff den Namen „Wostok“ erhalten hatte. Sicherlich wurde es so genannt, weil im Osten die Sonne aufgeht und das aus dem Osten kommende Tageslicht die Nacht verdrängt.

Vor unserer Abfahrt fand eine Abschiedsversammlung der Partei statt. Alle nahmen an, daß man mich für den ersten Flug wählen würde. Jeder sprach ein paar Worte – die, die zur Abschlußbasis fuhren, und auch die Zurückbleibenden.

„Wir beneiden euch mit einem guten, freundschaftlichen Neid... Wir wünschen euch einen glücklichen Flug... Wenn ihr aus dem Weltraum zurückkommt, dann werdet nicht eingebildet, tragt nicht die Nase hoch, bleibt so bescheiden, wie ihr jetzt seid“, sagten die Genossen, die auf der Versammlung sprachen.

Ich antwortete: „Ich bin froh und stolz, daß ich mit zu den ersten Kosmonauten gehöre. Ich bin vor keiner Anstrengung zurückgewichen und habe mich immer bemüht, unter den Besten zu sein. Ich versichere meinen Genossen, daß ich keine Mühe scheuen werde. Ich werde mich des Auftrags der Partei und der Regierung würdig erweisen. Der Durchführung des bevorstehenden Weltraumfluges gehe ich mit reinem Gewissen und mit dem starken Wunsch entgegen, diesen Auftrag zu erfüllen, wie es einem Kommunisten zukommt... Ich fühle mich mit den zahlreichen Kollektiven von Wissenschaftlern und Arbeitern verbunden, die das Raumschiff geschaffen und es dem XXII. Parteitag der KPdSU gewidmet haben.“

Auf dieser Versammlung wurde nicht viel geredet, sie erinnerte ein bißchen an eine Kundgebung. Alle waren erregt. So aus dem Herzen kommende Worte hatten wohl die Genossen während des Krieges ihren Kameraden auf den Weg zur Front mitgegeben.

Zur Abschlußbasis waren mehrere Kosmonauten geflogen. Noch konnte alles mögliche passieren. Dem ersten Raumflugkandidaten brauchte bloß ein Stäubchen ins Auge zu fliegen, seine Temperatur um einen halben Grad zu steigen oder sein Puls um fünf Schläge schneller zu gehen, und schon mußte ein in jeder Hinsicht einsatzbereiter Ersatzmann an seine Stelle treten. Die Kameraden waren ebenso startbereit

wie ich. Der Start war auf den Tag und die Stunde, ja auf die Minute genau festgelegt. Zusammen mit uns waren ein paar Fachleute und Ärzte zur Abschlußbasis gekommen.

Einige Zeit vor dem festgesetzten Starttag war ich in Moskau gewesen. Auf dem Weg zur Abschlußbasis war in mir die gleiche Bewegung wie damals, als ich vor dem Mausoleum stand.

Den Sowjetmenschen ist es zu einem inneren Bedürfnis geworden, vor einem entscheidenden Schritt im Leben zum Roten Platz, zum Kreml, zu Lenin zu gehen. In hellen Juni-nächten gehen dort, untergefaßt, Jungen und Mädchen vorüber, die ihr Abiturzeugnis bekommen haben. Vor zwanzig Jahren, im schicksalsschweren Jahr 1941, marschierten dort auf dem Weg zur Front die Regimenter der Moskauer Landwehr vorbei. Aus welchen Gegenden des Landes Sowjetmenschen auch nach Moskau kommen – auf jeden Fall besuchen sie den Roten Platz. Das gleiche tun auch unsere ausländischen Freunde.

Langsam war ich längs der Moskwa an den Kremlmauern entlanggegangen. Als das Glockenspiel im Spasskiturm erklang, hatte ich gerade den Roten Platz überquert. Die Hand zum Gruß an der Mütze, war ich vor dem Mausoleum stehengeblieben und hatte der Wachablösung zugeesehen. Die kreisenden Taubenschwärme und das Rauschen der im Winde flatternden Staatsflagge über dem Kremlpalast hatten mich in friedliche Stimmung versetzt, und gemächlich war ich durch die Stadt geschlendert, die in der Welt nicht ihresgleichen hat. Ein Strom angeregter, von Frühlingsstimmung erfaßter Menschen war an mir vorbeigetrieben. Tausende waren mir entgegengekommen oder hatten mich überholt. Niemanden ging ich etwas an, und niemand wußte, daß ein Ereignis bevorstand, ein so grandioses, wie es bisher in der Geschichte noch nicht dagewesen war.

Wie wird sich unser Volk freuen, wenn es erst soweit ist! hatte ich gedacht.

In der Nacht flogen wir zur Abschlußbasis. Mit uns flog Jewgeni Anatoljewitsch – unser Vorgesetzter, Arzt und Lehrmeister, ein ungewöhnlich anziehender und feiner Mann. Schon seit zwanzig Jahren war er Flugarzt. Er arbeitete mit uns vom ersten Tage an, für ihn gab es, wie er sagte, keine „unaufgeschnittenen“ Bücher mehr. Er wußte von jedem von uns mehr, als wir selbst über uns wußten. Wir freuten uns, daß auch Nikolai Petrowitsch Kamanin, einer der ersten Helden der Sowjetunion, Ausbilder vieler bekannter Flieger, mit uns zur Abschlußbasis flog.

Durch die Fenster der Maschine sahen wir Wolken und an den klaren Stellen die frühlingshaft kahle Erde, auf der nur hier und da noch ein wenig Schnee lag. Ich blickte hinunter und dachte an die Eltern, an Walja, an Lenotschka und Galinka. Ich überlegte, was ich wohl nach dem Flug tun würde, und beschloß im gleichen Augenblick, daß ich weiterlernen würde. Neben mir saß mein vertrautester Freund – „Kosmonaut Zwei“, ein großartiger Flieger, ein Kommunist, der von unserer Parteigruppe in die Partei aufgenommen worden war, ein Mensch mit einer reinen, fast kindlichen Lebensfreude. Er blickte ebenfalls auf die Erde hinunter, die unter uns dahinglitt. Auch er dachte nach und wahrscheinlich über dasselbe wie ich. Manchmal trafen sich unsere Blicke, und ein Lächeln zeigte, daß wir einander ohne Worte verstanden. Diejenigen, die gemeint hatten, man sollte uns vorher nichts von dem Flug sagen, damit wir nicht nervös würden, hatten mit ihren Befürchtungen nicht recht behalten. Ich und auch mein Kamerad, der in jedem Fall bereit war, den Platz in der Kabine der „Wostok“ einzunehmen, wir fühlten uns ausgezeichnet.

„Kosmonaut Zwei“ wandte mir das Profil zu, und ich be-

trachtete mit Wohlgefallen die regelmäßigen Züge des schönen, nachdenklichen Gesichts, die hohe Stirn, über der sich die weichen, kastanienbraunen Haare leicht lockten. Er war ebenso trainiert wie ich und konnte wahrscheinlich noch mehr leisten. Vielleicht schickten sie ihn nicht auf den ersten Flug, um ihn für einen anderen, komplizierteren zurückzustellen.

Auf der Abschlußbasis erwartete man uns. Wir trafen dort viele bekannte Fachleute und den Chefkonstrukteur. Außerdem war der Raumflugtheoretiker eingetroffen, so nannten wir unter uns den namhaften sowjetischen Wissenschaftler, unter dessen Leitung die Berechnungen für den kosmischen Flug aufgestellt wurden. Er steckte immer mit dem Chefkonstrukteur zusammen. Ich wußte, daß diese Männer niemals Ruhe finden würden. Immer würden sie auf der Suche nach etwas Neuem sein, immer wieder neue Wagnisse in Angriff nehmen. Nur die schöpferische Zusammenarbeit dieser beiden Koryphäen der sowjetischen Wissenschaft mit einem großen Kollektiv von Wissenschaftlern und Ingenieuren hatte das Raumschiff hervorbringen können und garantierte seinen sicheren Weg um den Planeten und seine Rückkehr zur Erde.

Endlich waren wir da. Der Start der „Wostok“ stand nun kurz bevor. Alles auf der Abschlußbasis verdiente Bewunderung. Am liebsten wäre man immer barhäuptig, die Mütze in der Hand, gegangen. Die rationell angeordneten Startvorrichtungen und die Anlagen für die Beobachtung der Weltraumraketen während des Fluges waren vielleicht noch komplizierter als das Raumschiff selbst.

Die Zeit verging wie im Fluge. Der Tag vor dem Start kam, wir verbrachten ihn in völliger Ruhe und Entspannung. Ein Tonband lief und spielte leise eine beruhigende, zarte Musik. Am Abend spielten wir ein wenig Billard. Beim

Abendbrot waren wir zu dritt: der Arzt und wir zwei Kosmonauten. Schon seit einigen Tagen ernährten wir uns „kosmisch“, das heißt, wir drückten uns aus Tuben etwas sehr Wohlschmeckendes und Nahrhaftes in den Mund. Über den Flug fiel kein Wort, vielmehr sprachen wir von der Kindheit, von den Büchern, die wir gelesen hatten, und von der Zukunft. Die Unterhaltung wurde in scherzendem Ton geführt. Wir zogen uns gegenseitig tüchtig auf. Keiner war gedrückter Stimmung.

Der Chefkonstrukteur trat ein. Er war aufmerksam und freundlich wie immer. Er stellte keinerlei Fragen. Scherzend sagte er: „In fünf Jahren wird man mit einem Reisescheck von der Gewerkschaft in den Weltraum fliegen können.“

Wir lachten vergnügt. Er war mit unserer Stimmung zufrieden, und nach einem flüchtigen Blick auf die Armbanduhr ging er rasch hinaus. Ich hatte nicht einmal den Schatten einer Besorgnis an ihm wahrgenommen. Er hatte ebensoviel Zutrauen zu mir wie ich selbst.

Der Arzt klebte mir sieben Apparaturen auf den Körper, die die physiologischen Funktionen registrierten. Das war eine langwierige und nicht besonders angenehme Prozedur, aber ich war schon daran gewöhnt, denn wir hatten sie während des Trainings mehr als einmal über uns ergehen lassen müssen.

Um 21.50 Uhr prüfte Jewgeni Anatoljewitsch Blutdruck, Temperatur und Puls. Alles war normal – Blutdruck: 115 zu 75, Temperatur: 36,7, Puls: 64.

„Jetzt geht's schlafen“, sagte er.

„Schlafen? Aber bitte sehr“, antwortete ich fügsam und legte mich hin.

Mit mir im Zimmer schlief „Kosmonaut Zwei“. Wir lebten schon seit Tagen nach dem gleichen Plan und ähnelten uns in allem wie Zwillingbrüder. Wir waren ja auch Brüder: Wie mit Blutsbanden verband uns das eine große Ziel, dem wir unser Leben geweiht hatten.

Wir hatten gerade noch ein paar Scherzworte gewechselt, da kam Jewgeni Anatoljewitsch herein.

„Na, Jungs, soll ich euch einschlafen helfen?“ fragte er, während er in die Tasche seines schneeweißen Kittels griff.

Einstimmig lehnten wir ein Schlafmittel ab. Höchstwahrscheinlich hatte er auch gar keine Tabletten bei sich. Er war sicher, daß wir sie doch nicht schlucken würden. Er war ein guter Arzt und wußte, was seinen Patienten not tat. Es ging das Gerücht um, daß er einmal einem Piloten, der über Kopfschmerzen klagte und ihn um Pyramidon bat, nur ein Natronpulver gegeben hatte und daß die Kopfschmerzen trotzdem wie weggeblasen waren.

Fünf Minuten später war ich eingeschlafen.

Nach dem Flug erzählte Jewgeni Anatoljewitsch, er wäre nach einer halben Stunde leise ins Zimmer gekommen. Ich hätte auf dem Rücken gelegen und, die Hand an der Wange, friedlich geschlafen. „Kosmonaut Zwei“ hätte auf der rechten Seite gelegen und ebenso sanft geschlafen. Im Laufe der Nacht sah der Doktor noch ein paarmal nach uns, doch wir hörten ihn nicht. Wir hatten uns nicht einmal gerührt, wie er sagte.

Ich schlief tief und fest, nichts beunruhigte mich. Ich träumte auch nicht. Um drei Uhr nachts schaute der Chefkonstrukteur zu uns herein, als er sich überzeugt hatte, daß wir schliefen, ging er still wieder hinaus. Man hatte ihn mit der letzten Nummer der Zeitschrift „Moskwa“ in der Hand gesehen, er hatte nicht einschlafen können und bis lange nach Mitternacht gelesen.

Jewgeni Anatoljewitsch tat kein Auge zu, er wanderte die ganze Nacht durchs Haus.

Ihn machte das Geräusch der vorbeifahrenden Kraftwagen und der von Zeit zu Zeit gedämpft aus der Montagehalle herüberschallende Lärm nervös; wir dagegen schliefen wie die Marmeltiere, hörten nichts und erfuhren alles erst nachher.

Um 5.30 Uhr trat Jewgeni Anatoljewitsch in den Schlafraum und rüttelte mich sacht an der Schulter.

„Juri, Zeit zum Aufstehen“, vernahm ich.

„Aufstehen? Jawohl . . .“

Im nächsten Augenblick war ich aus dem Bett; auch „Kosmonaut Zwei“ war aufgestanden und summt ein komisches kleines Lied von Maiglöckchen, das wir uns selbst ausgedacht hatten, vor sich hin.

„Wie habt ihr geschlafen?“ fragte der Doktor.

„Wie ich es gelernt habe“, erwiderte ich.

Nach dem üblichen Frühsport und dem Waschen gab es Frühstück aus der Tube: Fleischpüree, Marmelade aus schwarzen Johannisbeeren, Kaffee. Darauf folgten die medizinische Untersuchung und die Überprüfung der Aufzeichnungen der Geräte, die die physiologischen Funktionen kontrollierten. Alles war normal, das Ergebnis wurde in einem medizinischen Protokoll niedergelegt. Jetzt war es Zeit, für den Raumflug Toilette zu machen. Ich stieg in den warmen, weichen, leichten, einteiligen Anzug von himmelblauer Farbe. Dann halfen mir die Kameraden in den leuchtend orangefarbenen, schützenden Raumanzug, der die Erhaltung der Funktionsfähigkeit gewährleistete, auch wenn die Druckkabine auf der Kreisbahn versagen sollte. Darauf wurden alle Geräte und Apparate überprüft, mit denen der Raumanzug ausgestattet war. Diese Prozedur nahm eine ziemlich lange Zeit in Anspruch. Auf den Kopf setzte ich den weißen Helm mit der Funksprechanlage und darüber den Helm, der mit dem Druckanzug hermetisch verbunden wurde und auf dem die Buchstaben „UdSSR“ standen.

Einer der Männer, die mich für den Flug fertig machten, war der Verdiente Fallschirmspringer Nikolai Konstantinowitsch, der uns Kosmonauten komplizierte Fallschirmsprünge beigebracht hatte. Seine Ratschläge hatten Wert, denn er war schon ein paarmal in einem Sessel aus Flugzeugen herauskatapultiert worden. Der Sessel glich dem unseres Raum-

schiffes, der mit einer speziellen Fallschirmvorrichtung ausgerüstet war. Das war außerordentlich wichtig. Im Programm des ersten Weltraumfluges war für den Fall, daß das Raumschiff an einer für die Landung ungeeigneten Stelle niedergehen sollte, die Möglichkeit vorgesehen, daß sich der Kosmonaut in geringer Höhe aus dem Raumschiff herauskatapultierte und, nachdem er sich von seinem Sitz getrennt hatte, am Fallschirm landete. Das Raumschiff dagegen würde normal landen.

Der Chefkonstrukteur kam. Zum erstenmal sah ich ihn besorgt und müde – offenbar die Folge der schlaflos verbrachten Nacht. Dennoch lag ein leises Lächeln um seinen harten, fest zusammengepreßten Mund. Ich hätte ihn umarmen mögen wie einen Vater. Er gab mir ein paar Ratschläge, die ich noch nie gehört hatte und die mir während des Fluges nützen konnten. Er schien mir wieder aufgemuntert, nachdem er nun die Kosmonauten gesehen und ein paar Worte mit ihnen gewechselt hatte.

„Alles wird klappen und normal ablaufen“, versicherten „Kosmonaut Zwei“ und ich wie aus einem Munde.

Ein mit Spezialausrüstungen ausgestatteter Autobus hielt. Ich nahm in dem „Raumflugsitz“ Platz, der dem bequemen Sitz in der Kabine des Raumschiffes glich. Der Raumanzug hatte Ventilationsvorrichtungen, durch die Strom und Sauerstoff zugeführt wurden. Die Ventilation wurde an die Speisequellen im Autobus angeschlossen. Alles funktionierte tadellos.

Der Bus fuhr rasch. Schon von weitem erkannte ich den hochaufragenden, silbrigen Leib der Rakete, die mit sechs Triebwerken mit insgesamt zwanzig Millionen PS ausgerüstet war. Je mehr wir uns dem Startplatz näherten, desto größer wurde die Rakete. Es war, als ob sie wachsen würde. Sie sah aus wie ein gigantischer Leuchtturm. Der erste Strahl der aufgehenden Sonne brannte an ihrer Spitze.

Das Wetter war für den Flug günstig.

Der Himmel war klar, und nur weit in der Ferne schimmer-
ten Federwolken wie Perlen.

„Eine Million Kilometer Höhe, eine Million Kilometer Sicht“,
vernahm ich. Das konnte nur ein Flieger gesagt haben.

Am Startplatz sah ich den Raumflugtheoretiker und den
Chefkonstrukteur. Für sie war das der schwerste Tag. Wie
immer standen sie beieinander. Morgens, in der Halle, konnte
man in ihren markanten Gesichtern das kleinste Fältchen er-
kennen. Auch die Angehörigen der Staatlichen Kommission
für die Durchführung des ersten Weltraumfluges waren da,
außerdem die Leiter der Abschufbasis und der Startmann-
schaft, die Wissenschaftler, die führenden Konstrukteure,
mein treuer Freund „Kosmonaut Zwei“ und meine anderen
Kameraden. Über allem lag das Licht des anbrechenden
neuen Tages.

„Wie die Sonne lacht!“ rief ich.

Ich dachte wieder an den ersten Flug im Norden, an die mit
rosig schimmerndem Schnee bedeckten Bergkuppen unter
mir, an die mit den blauen Tropfen der Seen besprengte
Erde, an das dunkelblaue, kalte Meer, das gegen die Granit-
felsen der Küste brandete.

„Nein, wie ist das schön!“ hatte ich damals unwillkürlich
vor mich hingesagt.

„Lassen Sie sich durch nichts von den Geräten ablenken“,
war die strenge Antwort des Kettenkommandeurs gewesen.

Das war lange her, aber plötzlich fiel es mir wieder ein –
Gefühle sind Gefühle. Ich durfte mich von meiner Aufgabe
jedoch jetzt nicht ablenken lassen.

Die Ungeduld wuchs. Immer wieder blickten die Männer
auf die Uhren. Endlich wurde gemeldet, daß die Rakete mit
dem Raumschiff flugbereit war. Man brauchte nur noch den
Kosmonauten in der Kabine unterzubringen, ein letztes Mal
alle Systeme zu kontrollieren, und dann konnte die Rakete
starten.

Ich trat auf den Vorsitzenden der Staatlichen Kommission

zu – eine in unserem Land bekannte, führende Persönlichkeit der Industrie – und meldete: „Pilot Gagarin zum ersten Flug mit dem Raumschiff ‚Wostok‘ bereit!“

„Glückliche Reise! Wir wünschen Erfolg!“ erwiderte er mit einem festen Händedruck. Seine Stimme war nicht kräftig, aber fröhlich und warm, wie die Stimme meines Vaters.

Ich sah zum Raumschiff, mit dem ich nun in wenigen Minuten diese bisher einmalige Reise antreten sollte. Es war schön, schöner als alle Lokomotiven, Dampfer, Flugzeuge, Schlösser und Brücken zusammengenommen. Mir kam der Gedanke, daß dies eine ewige Schönheit sei, die für die Menschen aller Länder auf alle Zeit bestehenbleiben würde. Ich hatte nicht nur eine großartige Schöpfung der Technik, sondern zugleich auch ein imponierendes Kunstwerk vor mir.

Bevor mich der Lift in die Druckkabine hinauftrug, gab ich eine Erklärung für die Presse und den Rundfunk ab. Ich spürte einen noch nie empfundenen Aufschwung aller Kräfte. Ich hörte die Musik der Natur: vom Rascheln des Grases über das Brausen des Windes bis zum Gebrüll der Wogen, die bei Sturm gegen das Ufer schlugen. Diese Musik, die in mir klang, spiegelte eine ganze Skala von Empfindungen wider. Ich sprach Worte, die ich noch nie zuvor im täglichen Leben gebraucht hatte.

„Teure Freunde, vertraute und unbekannte Menschen, Landsleute, Menschen aller Länder und Kontinente!“ begann ich. „In wenigen Minuten wird mich ein mächtiges Raumschiff in die fernen Weiten des Weltalls tragen. Was kann ich euch in diesen letzten Minuten vor dem Start sagen? Mein ganzes Leben erscheint mir jetzt wie ein einziger herrlicher Augenblick . . .“

Ich machte eine Pause, um meine Gedanken zu sammeln. Mein ganzes bisher gelebtes Leben zog an mir vorüber. Ich sah mich als barfüßigen kleinen Jungen, der den Hirten half, die Kolchosherde zu weiden – als Schüler, der zum erstenmal das Wort „Lenin“ schrieb – als Berufsschüler, der seine

erste Form herstellte – als Studenten, der für das Diplom arbeitete – als Flieger, der die Staatsgrenze schützte.

„Alles, was sich bisher in meinem Leben ereignet hat und was ich bisher getan habe, ist um dieser Minute willen geschehen“, sagte ich. Ich sprach damit das aus, was mir in den letzten Tagen klargeworden war, nachdem man mir gesagt hatte: „Du wirst als erster fliegen.“

„Sie werden verstehen, daß es mir jetzt schwerfällt, meine Gefühle zu analysieren, da die Stunde der Feuerprobe, auf die wir uns lange und mit Leidenschaft vorbereitet haben, herangerückt ist. Ich brauche wohl kaum zu sagen, was ich empfand, als man mir anbot, als erster in der Geschichte in den Weltraum zu fliegen. Freude? Nein, es war nicht nur Freude. Stolz? Nein, es war nicht nur Stolz. Es war ein großes Glück für mich. Der erste Mensch im Weltraum zu sein, ganz allein einen beispiellosen Zweikampf mit der Natur zu bestehen – läßt sich Größeres erträumen?“

Es war ganz still. Das Tonband raschelte wie leichter Wind im Gras.

„Aber danach dachte ich an die riesengroße Verantwortung, die auf mir lag: Als erster zu vollbringen, wovon Generationen geträumt hatten, als erster der Menschheit den Weg in den Kosmos zu bahnen, nennen Sie mir eine schwerere Aufgabe als die, die mir zugefallen ist. Das ist eine Verantwortung nicht nur vor einem Menschen, nicht nur vor einem Dutzend Menschen, nicht nur vor einem Kollektiv. Das ist eine Verantwortung vor dem ganzen Sowjetvolk, vor der ganzen Menschheit, vor ihrer Gegenwart und Zukunft. Und wenn ich mich trotzdem zu diesem Flug entschlossen habe, dann nur deshalb, weil ich Kommunist bin, weil Vorbilder für den beispiellosen Heroismus meiner Landsleute, der Sowjetmenschen, hinter mir stehen.“

Im Geiste erschienen vor mir Tschapajew und Tschkalow, Pokryschkin und Kantarija, Kurtschatow und Gaganowa, Tursunkolow und Mamai. „Sie, und nicht nur sie, sondern

alle Sowjetmenschen, schöpften und schöpfen ihre Lebenskraft aus einem tiefen und reinen Quell – aus der Lehre Lenins. Auch wir Kosmonauten und unsere ganze junge Generation, die von Lenins Partei der Kommunisten erzogen wurde, haben durstig aus diesem Quell getrunken.“

Für einen Augenblick versank ich in Gedanken, aber ich sammelte mich rasch wieder und fuhr fort: „Ich weiß, daß ich meinen ganzen Willen aufbieten werde, um den Auftrag so gut wie möglich auszuführen. Der ungeheuren Bedeutung der Aufgabe bewußt, werde ich alles tun, was in meinen Kräften steht, um den Auftrag der Kommunistischen Partei und des Sowjetvolkes zu erfüllen.

Ob ich glücklich darüber bin, daß ich in den Weltraum fliegen werde? Natürlich bin ich glücklich. Denn in allen Zeiten und Epochen galt es ja als höchstes Glück der Menschen, an neuen Entdeckungen teilzunehmen . . .“

Ich blickte über das Mikrophon hinweg in die aufmerksamen Gesichter meiner Lehrer und Freunde, des Chefkonstruktors, des Raumflugtheoretikers Nikolaj Petrowitsch Kaminin, des lieben, guten Jewgeni Anatoljewitsch, des „Kosmonauten Zwei“ . . .

„Ich möchte diesen ersten Weltraumflug den Menschen des Kommunismus widmen, den Menschen der neuen Gesellschaft, in die unser Sowjetvolk bereits eintritt und in der, davon bin ich überzeugt, alle Menschen der Welt einmal leben werden.“

Ich bemerkte, daß der Chefkonstrukteur verstohlen auf die Uhr blickte. Ich mußte zum Schluß kommen.

„Nun bleiben bis zum Start nur noch wenige Minuten. Ich sage euch, liebe Freunde, auf Wiedersehen, wie es die Menschen immer tun, wenn sie sich auf eine Reise begeben. Wie gern möchte ich euch alle umarmen, ihr bekannten und unbekannten Menschen in nah und fern!“

Als ich dann auf der eisernen Plattform vor dem Eingang in die Kabine stand und mich von den Kameraden verabschiedete,

dete, die auf der Erde blieben, hob ich grüßend beide Arme und sagte: „Auf baldiges Wiedersehen!“

Ich trat in die Kabine, man brachte mich im Sitz unter, geräuschlos schloß sich die Luke. Ich war allein mit den Geräten, die Beleuchtung hatte gewechselt, Kunstlicht war an die Stelle des Sonnenlichts getreten. Ich konnte alles hören, was draußen auf der lieben, mir noch teurer gewordenen Erde geschah. Jetzt hatten sie die Eisenträger entfernt, und es wurde ganz still. Ich meldete:

„Achtung, ‚Erde‘ hier ist der ‚Kosmonaut‘. Funkverbindung geprüft. Ausgangsstellung der Kipphebel am Steuerpult wie vorgesehen. Globus am Ort der Einteilung. Druck in der Kabine 1 Einheit, Feuchtigkeit 65 Prozent, Temperatur 19 Grad, Druck in der Zelle 1,2, Druck in den Orientierungssystemen normal. Befinden gut. Startbereit.“

Der technische Leiter des Fluges meldete die Anlage startbereit: in anderthalb Stunden, in einer Stunde, in einer halben Stunde . . . Einige Minuten vor dem Start sagten sie mir, sie könnten mein Gesicht auf dem Bildschirm gut sehen, alle freuten sich, daß ich so munter sei. Sie teilten mir auch mit, daß mein Puls vierundsechzig wäre und die Atmung vierundzwanzig.

Ich antwortete: „Herz schlägt normal. Befinden gut, Handschuhe angezogen, Helm geschlossen, startbereit.“

Alle Befehle für die Startvorbereitungen wurden auch mir durchgegeben.

Endlich rief der technische Leiter des Fluges: „Auf!“

Ich antwortete: „Es geht los! Alles normal. Verfassung gut.“

Ich schaute auf die Uhr. Es war 9,07 Uhr Moskauer Zeit. Ich hörte ein Pfeifen und immer stärker werdendes Heulen und fühlte, wie der ganze Rumpf des gigantischen Schiffes erzitterte und sich langsam, ganz langsam von der Startvorrichtung löste. Das Heulen war nicht stärker als in der Kabine eines Düsenflugzeuges, aber es enthielt viele Töne, die

noch kein Komponist in Noten gesetzt hatte und die man weder mit einem Musikinstrument noch mit menschlicher Stimme hervorbringen konnte. Die mächtigen Raketentriebwerke ließen die Musik der Zukunft erklingen, erregender und herrlicher als die größten Schöpfungen der Vergangenheit.

Die Beschleunigung begann sich immer stärker auszuwirken. Ich fühlte, wie mich eine unüberwindliche Kraft immer fester in meinen Sessel drückte. Obwohl dieser so aufgestellt war, daß sich die Schwerkraft so gering wie möglich auf meinen Körper auswirkte, konnte ich doch kaum die Hand oder den Fuß bewegen. Ich wußte, daß dieser Zustand nicht lange dauern würde, so lange nur, bis das Schiff seine Bahn erreicht hatte. Bis dahin aber wurde die Überbelastung durch die ständig ansteigende Beschleunigung immer stärker.

Da meldete sich die Erde: „Seit dem Start sind siebzig Sekunden vergangen.“

Ich antwortete: „Verstanden. Siebzig Sekunden. Fühle mich ausgezeichnet. Ich setze den Flug fort. Die Überbelastung steigt. Alles in Ordnung.“

Wenn ich auch wacker geantwortet hatte, so dachte ich doch: Waren das wirklich erst siebzig Sekunden. Sie kamen mir so lange wie Minuten vor.

Nun kam eine Anfrage von der Erde: „Wie fühlen Sie sich?“ „Ich fühle mich gut. Wie steht's bei euch?“

„Alles normal“, erhielt ich von der Erde als Antwort.

Mit der Erde hatte ich über drei Kanäle zweiseitige Funkverbindung. Die Wellenlänge der Kurzwellensender an Bord des Raumschiffes betrug 9,019 und 20,006 Megahertz. Ich hörte die Stimmen der Kameraden an den Sendestationen so deutlich, als säßen sie neben mir.

Nachdem die dichten Schichten der Atmosphäre durchdrungen waren, wurde die Stromlinienverkleidung, die sich an der Spitze des Raumschiffes befand, automatisch abgeworfen. Ich konnte nun durch die Bullaugen die weit entfernte

Erdoberfläche sehen. Die „Wostok“ überflog gerade einen breiten, sibirischen Fluß. Deutlich zeichneten sich die Ufer und einzelne Inseln ab. Sie waren mit Wald bedeckt und lagen im Sonnenlicht.

„Wie schön ist das!“ rief ich unwillkürlich aus und bekam sogleich einen kleinen Schreck, denn ich sollte ja ständig über den Flugverlauf berichten und mich nicht an den Schönheiten der Natur ergötzen. Da meldete sich auch schon die Erde und bat um weitere Informationen.

„Ich höre euch deutlich“, antwortete ich. „Ich fühle mich gut. Der Flug verläuft ausgezeichnet. Die Überbelastung steigt. Ich sehe die Erde, erkenne Wald und Wolken.“

Die Überlastung stieg tatsächlich immer mehr an. Aber der Organismus gewöhnte sich allmählich daran. Beim Training auf der Zentrifuge war es schlimmer gewesen, und auch die Vibrationsmaschine hatte uns stärker geschüttelt. Mit einem Wort: Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird.

Eine kosmische Mehrstufenrakete ist eine äußerst komplizierte Konstruktion. Sie läßt sich schwerlich mit irgend etwas anderem vergleichen. Die einzelnen Raketenstufen sind nach dem Verbrennen ihres Treibstoffes unnötig und werden automatisch abgeworfen, um überflüssigen Ballast zu vermeiden. Der übrige Raketenteil setzt den Flug fort und beschleunigt weiterhin die Geschwindigkeit.

Ich habe die Wissenschaftler und Ingenieure niemals gesehen, die den leichten und transportablen Brennstoff für die Triebwerke der sowjetischen Rakete geschaffen haben. Aber in dem Moment, als ich immer schneller zu der vorgesehenen Umlaufbahn aufstieg, hätte ich ihnen gern gedankt und ihnen kräftig die Hand geschüttelt. Die komplizierten Triebwerke arbeiteten mit der Präzision der Kremluhr im Spasskiturm.

Die leergebrannten Raketenstufen hatten sich nacheinander gelöst, und es kam der Moment, wo ich melden konnte: „Die Trennung von der Trägerrakete hat wie vorgesehen statt-

gefunden. Mein Befinden ist gut. Ich nenne einige Meßzahlen der Kabine: Druck 1 Einheit, Feuchtigkeit 65 Prozent, Temperatur 20 Grad, Druck in der Raumkammer 1 Einheit, in den Orientierungssystemen normal."

Das Schiff hatte seine Bahn, die breite Straße durch den Weltraum, erreicht. Der Zustand der Schwerelosigkeit setzte ein. Ich hatte schon als Kind in den Büchern Ziolkowskis darüber gelesen. Zuerst war es ein ungewohntes Gefühl, aber bald hatte ich mich daran gewöhnt und konnte meine Aufträge weiter ausführen.

Ich möchte gern wissen, was die Leute auf der Erde sagen, wenn ihnen mein Flug gemeldet wird, dachte ich.

Die Schwerelosigkeit ist für uns alle, die wir auf der Erde leben, eine seltsame Erscheinung. Doch der Organismus paßt sich ihr schnell an. Man empfindet in allen Gliedern eine ungewöhnliche Leichtigkeit. Ich löste mich vom Sessel und schwebte zwischen Decke und Boden der Kabine. Der Übergang in diesen Zustand der Schwerelosigkeit erfolgte ganz allmählich. Als der Einfluß der Schwerkraft verschwand, fühlte ich mich ausgezeichnet. Alles war plötzlich leichter geworden. Es kam mir vor, als würden Arme und Beine, ja mein ganzer Körper gar nicht mehr zu mir gehören. Sie hatten überhaupt kein Gewicht mehr. Man saß nicht und lag nicht, sondern schien irgendwie in der Kabine zu hängen. Alle unbefestigten Gegenstände flogen umher, und wenn man sie betrachtete, glaubte man zu träumen. Da schwebten die Kartentasche, der Bleistift und das Notizbuch durch die Kabine. Einige Flüssigkeitstropfen aus einem Schlauch hatten die Form von kleinen Kugeln angenommen und trieben frei durch den Raum. Als sie die Kabinenwände berührten, blieben sie daran haften, wie Tau auf einer Blüte.

Die Schwerelosigkeit wirkt sich nicht auf die Arbeitsfähigkeit des Menschen aus. Ich verrichtete die ganze Zeit bestimmte Arbeiten. Ich kontrollierte die technischen Aggregate des Raumschiffes, blickte durch die Bullaugen und trug

Notizen in das Bordbuch ein. Ich hatte dabei den Raumanzug an, und ohne die doppelwandigen Handschuhe abzulegen, schrieb ich mit einem gewöhnlichen Bleistift. Das ging ganz mühelos, ein Satz reihte sich an den anderen. Als ich einen Moment vergaß, wo und in welcher Situation ich mich befand, legte ich den Bleistift neben mich hin, aber sofort schwamm er davon. Ich ließ ihn treiben und begann all diese Wunder laut zu schildern. Das wurde von einem Tonbandgerät aufgenommen. Ich hatte weiterhin über mehrere Kanäle Funkverbindung mit der Erde.

Auf der Erde wollte man wissen, was unter mir zu sehen sei. Ich berichtete, daß die Erde ungefähr so aussehe, wie wir sie von Flügen mit Düsenflugzeugen in großen Höhen kennen. Deutlich zeichneten sich die Gebirge, die großen Flüsse, die Waldmassive, die Inseln und die Küsten der Meere ab.

Die „Wostok“ flog über dem Sowjetland. Heiße Liebe zur Heimat erfüllte mich. Wie sollte es auch anders sein, wo doch die Völker der ganzen Welt voller Hoffnung auf unser Land blickten. Vor noch gar nicht langer Zeit war es arm und rückständig, und heute war es ein großer Staat mit einer mächtigen Industrie und einer gut entwickelten Landwirtschaft geworden.

Das Sowjetvolk, geformt und erzogen von der Kommunistischen Partei, hatte den Staub der Vergangenheit abgeschüttelt, hatte sich erhoben und stürmte auf dem Weg vorwärts, den ihm Lenin wies. Unser großes Volk schuf unter der Führung der Partei den ersten Arbeiter-und-Bauern-Staat in der Welt.

Am Beispiel der heroischen Taten ihrer Söhne erzog uns die Heimat, sie entwickelte in uns von Kindheit an die besten und edelsten Gefühle.

Auf der Erde gibt es kein bedeutenderes Land als das unsere. Es gibt kein reicheres, kein schöneres Land als die Sowjetunion.

Als Junge las ich ganz begeistert das „Lied von der Heerfahrt Igors“, die alte russische Sage von der Treue zur Heimat. In den Schulpausen stand ich in der Klasse oft vor der Geographiekarte und schaute mir die großen russischen Flüsse an, die Wolga, den Dnjepr, den Ob, den Jenissei und den Amur. Wie blaue Adern durchzogen sie das mächtige Gebiet unseres Landes, und ich träumte von fernen Welten und von Fahrten. Nun war ich auf der Fahrt meines Lebens, auf dem Flug um den Erdball! Und in einer Höhe von dreihundert Kilometern dankte ich im stillen der Partei und dem Volk für das große Glück, als erster Mensch durch den Kosmos fliegen und als erster den Menschen davon berichten zu können.

Ich sah die Wolken und ihre leichten Schatten auf der fernen, geliebten Erde. Für einen Moment erwachte in mir der Bauernsohn. Der vollkommen schwarze Himmel sah wie ein frisch gepflühtes Feld aus, und die Sterne waren die Saatkörner. Sie strahlten hell und klar. Auch die Sonne war außergewöhnlich grell, mit bloßen, selbst mit zusammengekniffenen Augen konnte man sie nicht betrachten. Sie leuchtete wahrscheinlich um viele dutzendmal, ja vielleicht auch hundertmal heller, als wir es von der Erde aus kennen. Sie leuchtete greller als das flüssige Metall beim Abstich, das ich ja noch aus meiner Tätigkeit in der Gießerei kannte. Um ihre blendenden Strahlen abzuschwächen, schob ich zeitweise den Schutzvorhang vor das Bullauge.

Gern hätte ich auch den Mond gesehen. Wie mochte er wohl im Kosmos aussehen? Aber leider blieb er während des Fluges außerhalb meines Blickfeldes. Macht nichts, dann eben beim nächsten Mal, dachte ich.

Ich beobachtete nicht nur den Himmel, sondern auch die Erde. Wie sahen die Meere aus? Sie erschienen als ziemlich dunkle, schwach glänzende Flecke. War die Kugelform unseres Planeten erkennbar? Selbstverständlich. Als ich auf den Horizont schaute, bemerkte ich einen deutlichen, stark

kontrastierenden Übergang von der hellen Erdoberfläche zum vollkommen schwarzen Himmel. Die Erde erfreute das Auge durch eine bunte Farbenpalette. Sie war von einer zart-blauen Aureole umgeben. Der Streifen wurde immer dunkler, türkisfarben, blau, violett und ging schließlich in Kohlschwarz über. Dieser Übergang war ein sehr schöner Anblick.

In der Kabine erklang Musik aus der Heimat. Man sang eines meiner Lieblingslieder, die „Wellen des Amur“. Mir kam dabei in den Sinn, daß die Amerikaner geschrieben hatten: „Niemand kann genau voraussagen, wie sich der Einfluß des kosmischen Raumes auswirken wird. Eins ist jedoch sicher. Der Mensch wird im Weltraum Langeweile und Einsamkeit empfinden.“ Ich spürte aber absolut keine Langeweile und fühlte mich auch nicht verlassen. Auf dem Fluge durch den Weltraum führte ich meine Arbeiten aus und fühlte den Herzschlag meines Heimatlandes. Der Funk verband mich wie eine Nabelschnur mit der Erde. Ich nahm Kommandos entgegen und gab meine Mitteilungen über die Arbeit der einzelnen Systeme des Raumschiffes durch. Aus jedem Wort, das von der Erde kam, spürte ich die Unterstützung und Hilfe, mit der mich das Volk, die Regierung und die Partei umgaben.

An den Angaben der Instrumente konnte ich erkennen, daß die „Wostok“, die sich streng an den vorgesehenen Kurs hielt, nun bald den von der Sonne nicht beschienenen, im Dunkel liegenden Teil unseres Planeten überfliegen würde.

Der Eintritt des Raumschiffes in den Erdschatten ging ganz schnell vor sich. Schlagartig trat völlige Finsternis ein. Offensichtlich befand ich mich über einem Ozean, denn selbst das goldene Flimmern beleuchteter Städte war nirgend zu entdecken.

Als ich die westliche Halbkugel überflog, mußte ich an Kolumbus denken. Unter Mühen und Strapazen hatte er die Neue Welt entdeckt. Aber ihren Namen erhielt sie nach

Amerigo Vespucci, der damit durch die zweiunddreißig Seiten seines Buches „Beschreibung der neuen Länder“ unsterblich wurde. Ich hatte darüber in einem Buch von Stephan Zweig gelesen.

Während ich an Amerika dachte, dachte ich natürlich auch an die Männer, die uns in den Kosmos folgen wollten. Irgendwie vermutete ich, daß Allan Shepard der erste von ihnen sein würde, vielleicht deshalb, weil er mir sympathischer als die anderen war. Er hatte nicht am Koreakrieg teilgenommen wie die übrigen beiden. Werden die amerikanischen Kosmonauten dem Frieden dienen, wie wir, oder lassen sie sich zu willigen Werkzeugen jener machen, die Krieg wollen? Wie schön wäre es, wenn alle Völker der Welt dem vernünftigen Vorschlag von Nikita Sergejewitsch Chruschtschow folgen und alle Anstrengungen für einen allgemeinen und dauerhaften Frieden unternehmen würden.

Um 9.51 Uhr war das automatische Orientierungssystem eingeschaltet worden. Nachdem die „Wostok“ den Erdschatten verlassen hatte, orientierte dieses System das Raumschiff nach der Sonne. Ihre Strahlen drangen durch die Erdatmosphäre und gaben dem Horizont eine starke Orangefarbe. Die Färbung ging dann allmählich in die Regenbogenfarben über: Hellblau, Dunkelblau, Violett und Schwarz. Eine unbeschreibliche Farbenskala! Wie auf den Bildern Nikolai Rerichs.

9.52 Uhr. Ich überflog das Gebiet von Kap Hoorn und gab folgende Meldung zur Erde: „Der Flug verläuft normal. Ich fühle mich gut. Die Aggregate arbeiten fehlerlos.“

Ich überprüfte den Kurs. Die Flugzeit wurde genau eingehalten. Die „Wostok“ hatte eine Stundengeschwindigkeit von nahezu 28 000 Kilometern. Ein solches Tempo kann man sich auf der Erde schwer vorstellen.

Ich empfand während des Fluges weder Hunger noch Durst, doch schrieb das Programm vor, zu einer bestimmten Zeit Nahrung aufzunehmen. Aus einer besonderen Wasserver-

sorgungsanlage trank ich etwas Wasser und nahm eine Nahrung, die nach Rezepten der Akademie der Medizinischen Wissenschaften zubereitet worden war. Ich aß genauso wie auf der Erde, nur etwas war dabei recht umständlich: Ich konnte den Mund nicht weit öffnen.

Obwohl ich wußte, daß das Verhalten meines Organismus von der Erde aus überwacht wurde, lauschte ich doch ab und zu auf die Schläge meines Herzens. Puls und Atmung waren unter den Bedingungen der Schwerelosigkeit normal, ich fühlte mich ausgezeichnet, auch die Denk- und Arbeitsfähigkeit blieben erhalten.

In meiner Kombination befanden sich leichte und bequeme Geräte, die die physiologischen Daten, wie Bioströme des Herzens, pulsatorische Druckschwankungen der Gefäßwände und Atembewegungen des Brustkorbes aufnahmen und in elektrische Signale umsetzten. Spezielle Verstärker- und Meßanlagen übertrugen die Impulse, die den Zustand von Atmung und Blutkreislauf während aller Etappen des Fluges kennzeichneten, an die Erde. So wußte man dort besser als ich über mein Befinden Bescheid.

Vom Start an wurden all die komplizierten Aggregate der Rakete automatisch gesteuert. Die Automatik lenkte die Steuerruder, führte die Rakete auf die vorgesehene Bahn, regulierte die Triebwerke, sorgte für die notwendige Geschwindigkeit und für das Abwerfen der leergebrannten Raketenstufen. Die Automatik regulierte die Temperatur im Raumschiff, orientierte den Flugkörper im Raum, trieb die Meßinstrumente an und bewältigte viele andere komplizierte Aufgaben. Ich hätte das Raumschiff auch mit der Hand steuern können. Ich brauchte nur die Handsteuerung einzuschalten, um Flug und Landung des Raumschiffes selbst zu lenken. In diesem Falle hätte ich den Standort des Raumschiffes an den Borduhren ablesen und den Landeort berechnen müssen. Dann hätte ich das Schiff mit Hilfe der Lenkvorrichtung ausbalancieren und im richtigen Moment die

Bremsvorrichtung einschalten müssen. Jetzt aber war das alles nicht nötig, denn die Automatik leistete korrekte Arbeit, die Wissenschaftler hatten alles erwogen und bedacht.

Der Chefkonstrukteur hatte mir von dem hartnäckigen Ringen erzählt, das um die Verringerung des Gewichts und der Ausmaße aller Teile des Raumschiffes geführt worden war. Er hatte davon gesprochen, daß die sowjetischen Wissenschaftler automatische Aggregate mit vielen tausend Elementen bauten und daß sie sich selbstregelnde Anlagen entwickelten, die sich veränderten Bedingungen selbständig anpassen können. In Begeisterung geraten, sagte er uns, daß auch diese Steuerungsanlage viele Elemente aufweise, dennoch habe das System größte Funktionssicherheit.

All das ging mir durch den Kopf, und ich dachte dabei an den Chefkonstrukteur. Die Wissenschaftler, die dem Raumschiff soviel Nachdenken, Energie und Arbeit gewidmet hatten, konnten wirklich stolz auf ihr Werk sein.

Ich bemühte mich, mir die Menschen vorzustellen, die am Bau des Raumschiffes mitgewirkt hatten. Vor meinen Augen erschienen die Kolonnen der Werktätigen wie bei der Maidemonstration auf dem Roten Platz. Ich hätte sie gern bei ihrer Arbeit in den Laboratorien und Werkhallen gesehen, ihnen die Hand gedrückt und meinen Dank gesagt. Das Schönste auf der Welt ist doch der Mensch, der seine Arbeit liebt.

Mit innerer Erregung blickte ich mich um, denn ich wollte alles sehen, erkennen und verstehen. Durch die Sehschlitze sah ich die Sterne klar und kalt wie Diamanten schimmern. Bis zu ihnen war es noch sehr weit, zehn Flugjahre oder vielleicht noch viel mehr, und dennoch erschienen sie mir von meiner Kreisbahn aus viel näher als von der Erde. Ich war glücklich und zugleich etwas beklommen bei dem Gedanken, daß man mir das Raumschiff anvertraut hatte – diesen kostbaren Schatz des Staates, in dem soviel Mühe und Geld des Volkes steckten.

Obwohl meine komplizierte Arbeit mich recht in Anspruch nahm, wanderten meine Gedanken unaufhörlich.

Alles mögliche ging mir durch den Kopf, doch immer waren es angenehme Gedanken. Ich dachte daran, wie ich vor dem Flug noch durch Moskau, über seine von frohem Treiben belebten Straßen geschlendert war und wie ich am Roten Platz lange beim Mausoleum gestanden hatte. Und ich dachte daran, wie nun das Raumschiff die Ideen Lenins um die ganze Erde trug.

Um 10.15 Uhr, als ich den afrikanischen Kontinent anflog, erhielt ich durch die automatische Programmsteuerung die Anweisung, die Bordinstrumente für die Einschaltung des Bremstriebwerkes bereitzumachen. Ich meldete mich wieder: „Flug verläuft normal. Die Schwerelosigkeit vertrage ich gut.“

Jetzt fliegt das Raumschiff über den Kongo, dachte ich, über das Land, wo Patrice Lumumba, der so tapfer gegen den Kolonialismus und für das Glück seines Volkes gekämpft hatte, von den Imperialisten umgebracht worden war.

Doch nun hatte ich zum Nachdenken keine Zeit mehr, denn jetzt kam die letzte Etappe des Fluges, die vielleicht noch verantwortungsvoller war als der Aufstieg zur Kreisbahn und die Erdumkreisung – die Rückkehr zur Erde. Ich traf meine Vorbereitungen. Mich erwartete der Übergang vom Zustand der Schwerelosigkeit zu neuen, vielleicht noch stärkeren Überbelastungen. Eine ungeheure Erhitzung der äußeren Hülle des Raumschiffes beim Eintritt in die dichten Schichten der Atmosphäre war zu erwarten. Bis jetzt war auf dem Raumflug alles etwa so verlaufen, wie wir es während des Trainings auf der Erde ausprobiert hatten. Aber wie würde es in der letzten Etappe des Fluges sein? Ob alle Systeme normal funktionierten, ob nicht eine unvorhergesehene Gefahr auftauchte? Automatik hin, Automatik her – jedenfalls hatte ich die Position des Raumschiffes bestimmt und war bereit, die Steuerung selbst zu übernehmen

und notfalls selbständig an einer geeigneten Stelle auf der Erde zu landen.

Das mit speziellen Apparaten ausgerüstete Orientierungssystem des Raumschiffes richtete sich nach der Sonne. Die Apparaturen „fingen“ die Sonne und hielten das Raumschiff, indem sie sich nach ihr orientierten, in einer bestimmten Lage, so daß die Bremsvorrichtung stets dem Flug entgegen gerichtet war.

Um 10.25 Uhr erfolgte die automatische Einschaltung der Bremsvorrichtung. Sie funktionierte ausgezeichnet, genau zur festgesetzten Zeit. Nach einem großartigen Aufstieg auch eine großartige Landung – die „Wostok“ verringerte allmählich die Geschwindigkeit und glitt von der Kreisbahn auf die Übergangsellipse. Jetzt kam das Raumschiff in die dichten Schichten der Atmosphäre. Seine äußere Hülle erhitze sich rasch, durch die Klappen, die die Sehschlitze abdeckten, sah ich den gelbroten Widerschein der Flammen, die das Raumschiff umtosten. Doch in der Kabine waren nur zwanzig Grad Wärme, obgleich ich mitten in einem Feuerball saß, der der Tiefe zustürzte.

Die Schwerelosigkeit war längst vorbei, die wachsende Überbelastung preßte mich in meinen Sitz. Sie nahm immer noch zu und war wesentlich stärker als beim Aufstieg. Das Raumschiff begann sich zu drehen, ich meldete das zur Erde. Doch das Drehen, das mich beunruhigt hatte, hörte bald wieder auf, und die weitere Landung verlief normal. Alle Systeme funktionierten ausgezeichnet, und es war nun sicher, daß das Raumschiff genau an der vorausbestimmten Stelle landen würde. Vor lauter Glück sang ich laut mein Lieblingslied:

„Die Heimat hört, die Heimat weiß . . .“

Die Flughöhe wurde immer geringer. Als ich überzeugt war, daß das Raumschiff die Erde wohlbehalten erreichen würde, bereitete ich mich zur Landung vor.

Zehntausend Meter . . . Neuntausend . . . Achttausend . . . Siebentausend . . .

Unten schimmerte das Band der Wolga. Sofort erkannte ich den großen russischen Strom und die Ufer, hier hatte ich bei Dmitri Pawlowitsch Martjanow fliegen gelernt. Alles war mir vertraut: das weite Land, die Frühjahrsäcker, die kleinen Wäldchen, die Straßen und Saratow, dessen Häuser sich in der Ferne wie Bauklötzchen auftürmten.

Um 10.55 Uhr landete die „Wostok“, nachdem sie die Erde umkreist hatte, wohlbehalten an der geplanten Stelle, auf einem Sturzacker des Kolchos „Der Weg Lenins“ südwestlich der Stadt Engels, in der Höhe des Dorfes Smelowka. Es war wie in einem Roman. In der Gegend, wo ich zum erstenmal im Leben mit einem Flugzeug geflogen war, landete ich bei meiner Rückkehr aus dem Weltraum.

Wieviel Zeit war seitdem vergangen? Nur sechs Jahre. Aber wie hatten sich die Maßstäbe geändert! Heute war ich zweihundertmal schneller und zweihundertmal höher geflogen. Auf das Zweihundertfache waren die sowjetischen Flügel gewachsen!

Als ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte, erblickte ich eine Frau mit einem kleinen Mädchen. Sie standen bei einem gefleckten Kälbchen und sahen neugierig zu mir herüber. Ich ging auf sie zu, und sie kamen mir entgegen. Aber je kürzer der Abstand wurde, desto mehr verlangsamten sich ihre Schritte. Ich trug ja immer noch den grell orangeroten Raumanzug, und mein sonderbarer Aufzug erschreckte sie offenbar. So etwas hatten sie noch nicht gesehen!

„Guten Tag, Genossen!“ rief ich, während ich den Helm abnahm.

Es war die Frau eines Waldhüters, Anna Aktimowna Tachtarowa, mit ihrer sechsjährigen Enkelin Rita.

„Und Sie kommen wirklich aus dem Weltraum?“ fragte die Frau.

„Ja, wirklich – denken Sie bloß!“ erwiderte ich.

„Juri Gagarin! Juri Gagarin!“ laut rufend kamen Mechanisatoren vom Feldlager angerannt.

Das waren die ersten Menschen, die ich nach dem Flug auf der Erde traf – einfache sowjetische Menschen, Werktätige der Kolchosfelder. Wir umarmten und küßten uns, als ob wir uns schon immer gekannt hätten.

Bald darauf kam eine Gruppe Soldaten mit einem Offizier dazu, ihre Lastwagen hatten sie an der Straße stehenlassen. Sie umarmten mich und schüttelten mir die Hände. Einer von ihnen redete mich mit „Major“ an. Ich verstand ohne Frage, daß der Verteidigungsminister, Marschall der Sowjetunion Rodion Malinowski, mich ausnahmsweise über die nächste Rangstufe hinweg zum Major befördert haben mußte. Das hatte ich nicht erwartet, und vor Verlegenheit schoß mir das Blut in den Kopf. Irgendeiner hatte einen Fotoapparat bei sich, und so machten wir ein großes Gruppenbild. Das war das erste Foto, das nach dem Flug gemacht wurde.

Die Kameraden halfen mir, den Raumanzug abzustreifen, und nun stand ich in dem himmelbauen Anzug da. Einer bot mir seinen Uniformmantel an, aber ich brauchte ihn nicht – der Anzug war warm und leicht. Die Soldaten interessierten sich sehr für das Raumschiff. Es stand mitten auf dem Acker, ein paar Dutzend Meter entfernt von einer tiefen Schlucht, in der die Frühjahrswasser rauschten. Sorgfältig musterte ich die „Wostok“. Das Raumschiff und seine Innenausrüstung waren vollkommen intakt. Es konnte noch einmal in den Weltraum fliegen. Ich war glücklich, daß es die Sowjetunion gewesen war, die den ersten Menschen in den Weltraum geschickt hatte, und daß unsere sowjetische Wissenschaft wieder um einen großen Schritt vorangekommen war.

Die Soldaten hatten am Raumschiff eine Wache aufgestellt. Bald traf ein Hubschrauber mit Spezialisten von der Empfangsgruppe und mit Sportkommissaren ein, die den Rekordflug in den Weltraum registrieren sollten. Sie blieben bei der „Wostok“, ich dagegen begab mich zum Befehlspunkt dieser Gruppe, um über meinen Flug nach Moskau zu berichten.

Als ich meine Kameraden begrüßte, die schon auf meine Rückkehr gewartet hatten, erfuhr ich, daß ein Telegramm von Nikita Sergejewitsch Chruschtschow für mich angekommen war. Der Erste Sekretär des Zentralkomitees der Partei beglückwünschte mich zur Durchführung des Weltraumfluges. Kurze Zeit darauf verband man mich telefonisch mit Nikita Sergejewitsch Chruschtschow, der sich bei Sotschi aufhielt. Ich vernahm die bekannte und vertraute Stimme. Das war ein großer Augenblick in meinem Leben. Wir führten ein herzliches Gespräch.

„Ich freue mich, Sie zu hören, lieber Juri Alexejewitsch“, sagte Nikita Sergejewitsch.

Nachdem ich ihm über die erfolgreiche Durchführung des ersten Weltraumfluges berichtet hatte, gratulierte mir Nikita Sergejewitsch. Er erkundigte sich nach meinem Befinden und fragte, ob ich Frau und Kinder hätte, ob meine Eltern noch lebten, wo sie wohnten und welchen Beruf sie ausübten.

Zum Abschied sagte Nikita Sergejewitsch: „Noch einmal heiße ich Sie von ganzem Herzen auf der Erde willkommen. Bald werden wir uns in Moskau sehen. Ich wünsche Ihnen das Allerbeste.“

In diesen bewegenden ersten Stunden nach der Rückkehr aus dem Weltraum hatte ich viele herzliche Begegnungen mit bekannten und unbekannten Freunden. Alle waren sie mir lieb, wert und vertraut. Besonders nahe ging mir das Wiedersehen mit „Kosmonaut Zwei“, der zusammen mit anderen Kameraden in einer Düsenmaschine von der Abschlußbasis zum Ort der Landung gekommen war. Wir fielen uns um den Hals.

„Zufrieden?“ fragte er mich.

„Sehr“, gab ich zurück, „ebenso zufrieden wirst du sein – beim nächsten Mal.“

Wir fuhren alle zusammen an die Wolga zu einem abgelegenen Haus. Dort duschte ich mich und aß Mittag- und

Abendbrot auf einmal – diesmal nicht mehr aus der Tube, sondern auf irdische Art, und mit einem guten irdischen Appetit. Nach einem kurzen Spaziergang längs der Wolga spielten „Kosmonaut Zwei“ und ich noch ein bißchen Billard. So beschlossen wir diesen Tag – den 12. April des Jahres 1961. Bald legten wir uns schlafen und waren nach ein paar Minuten ebenso friedlich eingeschlafen wie am Abend vor dem Flug.

Mein erster Morgen nach der Rückkehr aus dem Welt-
raum begann, wie immer, mit Frühsport. Morgengymnastik war mir ein Bedürfnis, und es war noch nie vorgekommen, daß ich sie ausgelassen hatte. Und gerade heute mußte ich ja besonders munter sein, denn es stand ein großer Tag mit vielen Fragen und Antworten und mit vielen Begegnungen bevor.

Um zehn Uhr versammelten sich in dem kleinen Häuschen am Wolgaufer die Wissenschaftler und Fachleute, die die „Wostok“ für die erste Reise um die Erde ausgerüstet hatten. Es freute mich, unter ihnen den Chefkonstrukteur zu sehen. Er lächelte, sein Gesicht hatte sich verjüngt. Jetzt nachdem der erste Mensch in den Kosmos geflogen war, unseren Planeten umkreist hatte und wieder zurückgekehrt war, erschien ihm endlich alles in schönster Ordnung. Der Chefkonstrukteur umarmte mich, und wir küßten uns.

Ich erstattete den Anwesenden den ersten Bericht über die Arbeit aller technischen Systeme des Raumschiffes während des Fluges und erzählte, was ich außerhalb der Erdatmosphäre gesehen und erlebt hatte. Man hörte mir aufmerksam zu. Ich geriet in Begeisterung und sprach lange. Ich hatte so viele Eindrücke, und sie alle waren so ungewöhnlich, daß ich den Wunsch empfand, so schnell wie möglich mit anderen Menschen darüber zu sprechen. Ich bemühte mich, nichts zu vergessen. Die Gesichter der Anwesenden zeigten mir, daß

sie interessierte, was ich erzählte. Und dann kamen die Fragen. Ich bemühte mich, jede so exakt wie möglich zu beantworten, denn ich wußte, wie wichtig das für die weitere Arbeit zur Eroberung des Weltraumes war.

Ein Sonderflugzeug, eine „IL-18“, kam aus Moskau, um mich abzuholen. Als wir uns der Hauptstadt unserer Heimat näherten, schloß sich unserer Maschine eine Ehreneskorte von Jagdmaschinen an. Es waren prächtige „MIG“, die auch ich einmal geflogen hatte. Sie flogen so nahe neben unserer Maschine, daß ich die Gesichter der Piloten erkennen konnte. Sie lächelten mir zu, und ich lächelte zurück. Ich schaute hinunter und war überrascht. In den Straßen Moskaus wimmelte es von Menschen. Aus allen Gegenden wälzten sich Menschenströme, über denen sich rote Fahnen wie Segel blähten, zum Kreml.

Die Maschine flog in geringer Höhe über die Hauptstraßen der Stadt hinweg und steuerte dem Flugplatz Wnukowo zu. Auch dort standen viele Menschen zur Begrüßung. Mir wurde mitgeteilt, daß die Mitglieder des Präsidiums des Zentralkomitees der KPdSU und des Ministerrats der UdSSR und der Ministerpräsident Nikita Sergejewitsch Chruschtschow auf dem Flugplatz waren.

Pünktlich landete die „IL-18“ und rollte auf das zentrale Flughafengebäude zu. Ich zog den Paradeuniformmantel mit den nagelneuen Majorsschulterstücken an und betrachtete gewohnheitsmäßig mein Spiegelbild im Flugzeugfenster. Als die Maschine hielt, schritt ich durch die geöffnete Tür die Gangway hinunter. Schon vom Flugzeug aus hatte ich die Tribüne gesehen, auf der viele Menschen standen und Berge von Blumen sich türmten. Von der Maschine bis zur Tribüne war ein roter Läufer gelegt.

Ich mußte ganz allein weitergehen. Noch nie, nicht einmal im Raumschiff, war ich so aufgeregt gewesen wie in diesem

Augenblick. Der Läufer schien mir endlos. Während ich ging, faßte ich mich allmählich und gewann die Beherrschung wieder. Film- und Fernsehkameras und Fotoapparate waren auf mich gerichtet. Ich wußte, daß alle auf mich sahen.

Während eine Kapelle den alten Fliegermarsch „Wir sind geboren, aus Märchen Wirklichkeit zu machen“ spielte, machte ich noch fünfzehn, zehn, fünf Schritte. Ich erkannte die Mitglieder des Präsidiums des Zentralkomitees, ich sah meinen Vater, die Mutter und Walja, wir grüßten uns mit den Augen. Ich begegnete dem ermunternden Blick Nikita Chruschtschows. Ich trat auf ihn zu, und die Hand am Mützenrand meldete ich ihm: „Genosse Erster Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, Vorsitzender des Ministerrats der UdSSR! Ich freue mich, Ihnen melden zu können, daß der Auftrag des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei und der Sowjetregierung erfüllt ist . . .“

Die Blumen dufteten nach Frühling. In der Stille, die eingetreten war, erkannte ich meine feste Stimme nicht wieder. Um mich waren viele vertraute Menschen, aber ich sah nur Nikita Sergejewitsch, ich sah, mit welchem Interesse er jedes Wort der Meldung aufnahm.

„Der erste Weltraumflug der Geschichte der Menschheit wurde am 12. April mit dem sowjetischen Raumschiff ‚Wostok‘ erfolgreich durchgeführt“, sagte ich.

„Alle Geräte und Ausrüstungen des Raumschiffes funktionierten exakt und einwandfrei. Mein Befinden ist ausgezeichnet. Ich bin bereit, jeden neuen Auftrag unserer Partei und Regierung auszuführen.“ Ich machte eine Pause und setzte hinzu: „Major Gagarin“.

Nikita Sergejewitsch nahm den Hut ab, umarmte mich herzlich und küßte mich nach alter russischer Sitte dreimal.

„Ich gratuliere! Ich gratuliere!“ sagte er, und ich fühlte, wie erregt er war.

Nikita Sergejewitsch stellte mich den Mitgliedern des Prä-

sidiiums des Zentralkomitees der KPdSU vor, und danach führte er mich zu meinen Eltern, zu Walja und zu den Geschwistern.

An diesem Tage hatten wir zum erstenmal warmes und mildes Frühlingswetter. Die Kette der Regierungswagen begab sich von Wnukowo nach Moskau, zum Roten Platz. Ich fuhr in einem offenen Wagen neben Nikita Sergejewitsch Chruschtschow. An den Straßen standen überall Menschen und grüßten die Führer der Partei und Regierung und die imposante Leistung unserer Wissenschaft und Technik. An den Häuserfassaden prangten rote Fahnen, Spruchbänder und Transparente. Die Menschen winkten mit Fähnchen und Blumensträußen. Kapellen spielten. Die Erwachsenen hoben die Kinder hoch.

Sicherlich hatte noch kein Mensch auf der Welt das erlebt und empfunden, was ich an diesem festlichen Tage erleben und empfinden durfte.

Und da war er, der Rote Platz, auf dem ich kurz vor dem Weltraumflug vor dem Mausoleum gestanden hatte. Auf dem riesigen Platz standen die Moskauer dichtgedrängt. Nikita Sergejewitsch gab mir einen aufmunternden kleinen Schups und führte mich auf die granitene Tribüne des Mausoleums. Er bemerkte meine Verwirrung und half mir, meine Verlegenheit zu meistern.

Die Kundgebung eröffnete das Mitglied des Präsidiums des Zentralkomitees der KPdSU und Sekretär des Zentralkomitees Frol Romanowitsch Koslow. Er erteilte mir sogleich das Wort. Mir stockte der Atem. Es war doch keine Kleinigkeit – alles, was auf dem Roten Platz geschah, hörte ja nicht nur unser Land, sondern es wurde erstmalig im Fernsehen von ganz Europa und im Rundfunk der ganzen Welt übertragen.

Meine Rede war kurz. Ich sprach der Partei und der Regierung meinen Dank aus, ich dankte unseren Wissenschaftlern, Ingenieuren, Technikern und Arbeitern, die ein Raumschiff

geschaffen hatten, in dem man ungefährdet die Geheimnisse des Weltraums erforschen konnte. Nachdem ich meiner Überzeugung Ausdruck gegeben hatte, daß alle meine Freunde, die Piloten und Kosmonauten, ebenfalls jederzeit bereit wären, einen Flug rund um unseren Planeten zu unternehmen, schloß ich meine Ansprache mit den Worten: „Ruhm der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und ihrem Leninschen Zentralkomitee mit Nikita Sergejewitsch Chruschtschow an der Spitze!“

Und alle Menschen auf dem Platz griffen diesen Ruf auf. Dann hielt Nikita Sergejewitsch Chruschtschow, der von der Bevölkerung stürmisch umjubelt wurde, eine Rede. Seine Worte waren erfüllt von tiefem Glauben an die schöpferische Kraft der Sowjetmenschen, an den Sieg der Arbeit, der Vernunft und der Wissenschaft über die zerstörerischen Kräfte des Krieges.

Als Nikita Sergejewitsch verkündete, daß mir der hohe Titel eines Helden der Sowjetunion verliehen wird und daß ich außerdem als erster den Titel „Erster Weltraumflieger der UdSSR“ tragen würde, fühlte ich, daß ich feuerrot wurde. Unsere junge Generation, die nach dem Kriege herangewachsen war, empfand von Kindheit an größte Hochachtung vor den Auszeichnungen des Vaterlandes. Die Sowjetunion ist das Land des Massenheroismus. In unserem Volk gilt der Goldene Stern mit Recht als das Symbol der Furchtlosigkeit und der grenzenlosen Treue zur Sache des Kommunismus. Jedes Jahr erscheinen neue Namen unter den Trägern des Goldenen Sterns. Ihnen hatte das Sowjetvolk nun meinen Namen hinzugefügt. Wie sollte ich da vor Freude nicht verwirrt sein?

„Wir sind stolz darauf, daß der erste Kosmonaut der Welt ein Sowjetmensch ist“, sagte Nikita Sergejewitsch, „er ist ein Kommunist, ein Mitglied der großen Partei Lenins.“

Diese Worte wühlten mich innerlich auf, sie gingen mir zu Herzen. Eine hohe Ehre ist es, Kommunist zu sein! Ich, ein

noch ganz junges Mitglied der Partei, das nicht durch die Feuerprobe des Kampfes gegangen war, stand auf der Tribüne neben den hervorragendsten Kämpfern und treuesten Wahrern von Lenins Vermächtnis – neben den Mitgliedern des Präsidiums des Zentralkomitees der KPdSU. Am Mausoleum zogen die Werktätigen Moskaus vorüber, unter ihnen viele Kommunisten jeden Alters. Wir waren Gesinnungs-genossen, wir waren eins in unserem Streben, den Kommunismus aufzubauen. Nikita Sergejewitsch sprach von dem, was alle wußten, aber niemand ausgesprochen hatte – von den Gefahren, die den Kosmonauten beim ersten Flug erwartet hatten. Auf dem Roten Platz beglückwünschte Nikita Sergejewitsch meine Frau, Walentina Iwanowna, und sagte: „Niemand konnte die volle Garantie dafür geben, daß das Geleit zum Weltraumflug für Juri Alexejewitsch nicht zugleich auch das letzte Geleit sein würde.“

Jeder Fachmann, der an der Ausrüstung des Raumschiffes mitgearbeitet hatte, wußte, daß auf einem so langen und noch relativ wenig erforschten Weg alles mögliche passieren konnte.

Hundertprozentig überzeugt, daß alles mit einem Triumph für die sowjetische Wissenschaft enden würde, war eigentlich nur der Chefkonstrukteur gewesen. Beim Start hatte sich sein unerschütterliches Vertrauen auf den guten Ausgang des Fluges auf alle anderen, auch auf mich, übertragen.

Drei Stunden lang wogte jubelnd der riesige Menschenstrom über den Roten Platz. Und als die letzten Kolonnen vorüber waren, führte mich Nikita Sergejewitsch, meinen Wunsch erratend, ins Mausoleum zu Lenin, wo ich noch nie gewesen war. Wir standen schweigend an dem Sarkophag und betrachteten die teuren Züge des genialen Mannes, des Begründers der Kommunistischen Partei und des Sowjetstaates.

Wir durchschritten eine Allee hoher, spitzer, silbrig schim-

mernder Tannen. Sie sahen aus wie Posten, die an der hohen, gezackten Mauer erstarrt waren. Im Kreml erwartete mich meine aufgeregte und tiefbewegte Familie. Am Abend ging ich mit der ganzen Familie in den Großen Kremlpalast zu einem Empfang, den das Zentralkomitee der KPdSU, das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR und der Ministerrat der UdSSR veranstalteten, um die überragende Leistung der Wissenschaftler, Ingenieure, Techniker und Arbeiter, die die erfolgreiche Durchführung des ersten Weltraumfluges eines Menschen gewährleistet hatte, festlich zu würdigen. Alles war außergewöhnlich, alles war schön. Nach den Fanfaren erklang der Chor „Ruhm dir“ aus der Oper „Iwan Sussanin“.

Niemand aus meiner Familie war bisher im Kreml, im Georgiensaal mit seiner weiß schimmernden Marmorpracht gewesen.

Auf dem Empfang traf ich den Chefkonstrukteur, den Raumflugtheoretiker und noch viele bekannte Fachleute, die am Bau des Raumschiffes beteiligt waren. Es waren Minister gekommen, Marschälle der Sowjetunion, Bestarbeiter der Produktion und der Landwirtschaft, namhafte Schriftsteller, Journalisten, Sportler.

Wir Gshatsker fühlten uns unter den Moskauern bald nicht mehr als Gäste, sondern als Angehörige einer einzigen großen Familie.

Der Vorsitzende des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR, Leonid Iljitsch Breschnjew, verlas zu Beginn des Empfangs die Auszeichnungen und heftete mir dann den Lenin-Orden und den Goldenen Stern des Helden der Sowjetunion an die Uniform. Nikita Sergejewitsch Chruschtschow verkündete, daß alle, die an der Schaffung des Raumschiffes „Wostok“ beteiligt waren, zu höchsten Staatsauszeichnungen vorgeschlagen seien. Ich freute mich für die Kollegen, deren schöpferischer Arbeit ich meinen großen Triumph verdankte.

Der Weg in den Kosmos – was für ein Glück für mich, daß ich ihn als erster beschreiten, daß ich als erster den Weltraumflug unternehmen durfte, von dem die Menschen schon so lange geträumt hatten. Die klügsten Köpfe der Menschheit hatten den schwierigen, dornenreichen Pfad zu den Sternen gebahnt. Der Flug am 12. April 1961 war der erste Schritt auf diesem Weg. Doch mit jedem Jahr wird das Sowjetvolk – Pionier in der Eroberung des Kosmos – weiter und tiefer in den Weltraum vordringen. Nichts mehr kann uns auf unserem Wege zu anderen Welten, zu den Planeten des Weltalls aufhalten. Und ich glaube, daß es auch mir vergönnt sein wird, gemeinsam mit meinen Kameraden, den Kosmonauten, noch manche Flüge zu wagen, die uns jedesmal höher und weiter von der Erde fortführen werden. Die Sowjetmenschen sind nicht gewöhnt, auf halbem Wege stehenzubleiben.

Unser Land erzieht wie eine fürsorgliche Mutter die junge Generation am Beispiel der Geschichte seiner heldenhaften Kommunistischen Partei und der Großtaten des Volkes. Für sie, die jungen Herren des Landes, die berufen sind, sich Zeit und Raum untertan zu machen, eröffnete die Heimat die besten Schulen und Sportplätze, erbaute sie die Moskauer Universität, die beste der Welt. Dort steht ein Denkmal für Professor N. J. Shukowski, an dem man die Worte lesen kann: „Der Mensch . . . wird fliegen, gestützt nicht auf die Kraft seiner Muskeln, sondern auf die Kraft seines Verstandes.“

Die Jugend des Sowjetlandes blickt einer herrlichen Zukunft entgegen. Sie hat das Glück, die kommunistische Gesellschaft aufzubauen. Jeder junge Sowjetmensch hat ein ernsthaftes Studium, eine wichtige Arbeit vor sich. Das Land braucht Ingenieure und Agronomen, Ärzte und Lehrer, Schlosser und Traktoristen. Für jeden Menschen, gleich, welchen Beruf er hat, wird sich bei uns ein interessantes und nützliches Betätigungsfeld finden. Die Sowjetjugend leistet hervor-

ragende Arbeit beim friedlichen Aufbau des Kommunismus.

Der Erfolg des ersten Weltraumfluges spornt die gesamte junge Generation unseres Vaterlandes zu Fleiß und Tapferkeit an. „Immer mehr Sowjetmenschen“, sagte Nikita Sergejewitsch Chruschtschow, „werden auf noch unerforschten Wegen in den Kosmos fliegen und ihn erforschen, sie werden die Geheimnisse der Natur erschließen und sie in den Dienst des Menschen und seines Wohlergehens, in den Dienst des Friedens stellen.“

Ja, wir tun alles für den Frieden, wir sind friedliebende Menschen, und unser ganzes Leben gehört bis zum letzten Blutstropfen, bis zum letzten Atemzuge unserer herrlichen sozialistischen Heimat.

Am 6. August 1961 startete die Sowjetunion ihr zweites Weltraumschiff mit dem Kosmonauten German Stepanowitsch Titow an Bord.

Juri Gagarin schickte seinem Genossen und Kameraden einen Gruß in den Weltraum:

„Lieber German, ich bin mit ganzem Herzen bei Dir. Ich umarme und küsse Dich kräftig, mein Freund! Erregt verfolge ich Deinen Flug, ich bin überzeugt von dem erfolgreichen Gelingen Deines Fluges, der unserer großen Heimat, unserem Sowjetvolk neuen Ruhm bringen wird. Auf ein baldiges Wiedersehen.

Juri Gagarin.“